Alt-Preußen

Vierteljahrsschrift für Vor- und Frühgeschichte

Herausgegeben vom Seminar für Vor- und Frühgeschichte an der Albertus-Universität und dem Prussia-Museum in Königsberg Pr.

Jahrgang 1 Juni 1935 – 1937 Heft 1

Aus dem Inhalt:

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.

Inhalt:

Alle Zusendungen bitten wir an die Geschäftsstelle zu richten:
Prussia-Museum, Königsberg i. Pr., Schloß.

Altpreußen

Vierteljahrsschrift für Vor- und Frühgeschichte

Herausgegeben vom Seminar für Vor- und Frühgeschichte an der Albertus-Universität und dem Prussia-Museum in Königsberg.

Jahrgang 1 — Mai 1935 — Heft 1

Die Geschichte Ostpreußens

beginnt nicht erst mit dem Auftreten des Deutschen Ritterordens östlich der Weichsel, sie reicht Jahrtausende weit zurück in Zeiten, in die das Licht schriftlicher Überlieferung nicht dringt, deren Geschehnisse aber,

durch die Bodenforschung ans Licht gebracht,

zu jedem vernehmlich sprechen. Aus Gräbern und Siedlungen, die der Spaten des Vorgeschichtsforschers planmäßig untersucht, steigt eine Welt von ungeahnter Weite und Größe empor. Sie

kennenzulernen ist völkische Pflicht

u. a. besonders für die Lehrkräfte der Schulen. Ihnen fällt die große Aufgabe zu, diese Zeiten dem heranwachsenden Geschlecht nahezubringen. Erkenntnisse gilt es zu vermitteln, die davon zeugen, daß eine

germanische Bluts- und Kulturgemeinschaft

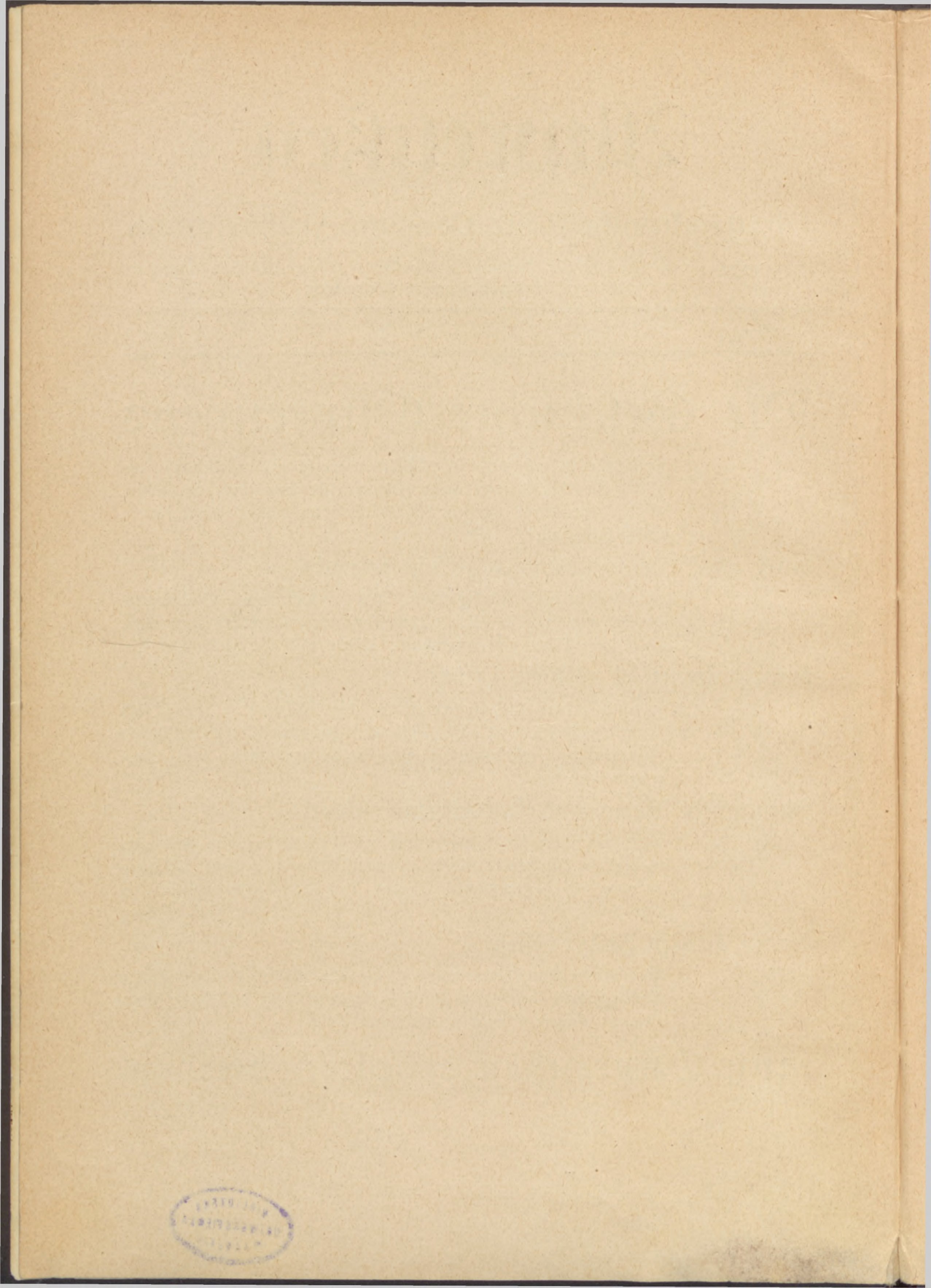
schon vor beinahe 3000 Jahren zwischen Ostpreußen und germanischen Ländern bestand. Wandalische und gotische Kulturen blühten auf ostpreußischem Boden. Das Wissen um diese Verbundenheit,

die seit ältesten Zeiten besteht,

muß Gemeingut derer werden, die als Erben des geheiligten Mutterbodens heute die deutsche Kultursendung im Osten übernommen haben. Deutsch-germanischer Geist

muß Ostpreußen erhalten bleiben.

W. Gaerte.



I. Abhandlungen.

Die Deutung der jungsteinzeitlichen Bernstein-schnitzereien vom Schwarzorter Stil.

Von B. Freiherr v. Richthofen.

Die eigenartigen Bernsteinsachen von Schwarzort (Kurische Nehrung) aus der jüngeren Steinzeit und ihre Vergleichsstücke von anderen Fundorten, insbesondere die dazugehörigen Gegenstände in der Gestalt von Menschen und Tieren, haben die Wissenschaft und die ostpreußische Heimatkunde schon oft beschäftigt[1]).

Die ostpreußische Bernsteinverarbeitung zu Erzeugnissen der Kleinkunst findet bekanntlich jetzt im Dritten Reich endlich wieder die verdiente Beachtung, um ostpreußischen Volksgenossen dadurch Arbeit und Brot geben zu helfen. Gerade in dieser Zeit wird es vielleicht auch weiteren Kreisen unter den Freunden der ostpreußischen Heimatkunde erwünscht sein, einige neue Angaben über die ältesten Bernsteinschnitzereien Ostpreußens (jüngere Steinzeit, etwa zweite Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr., Zeit der nordischen Ganggräber) zu hören.

Wir beschränken uns dabei auf die Schwarzorter Bernsteinaltertümer mit Menschen- und Tierdarstellungen.

Als kurze Beschreibung der Stücke in Menschengestalt mögen hier E. Sturms Angaben aus M. Eberts Reallexikon der Vorgeschichte wiederholt werden. Sie stehen im 11. Bande dieses Werkes unter dem Stichwort „Schwarzort" und lauten wie folgt: „Menschliche Figuren. Sie weisen sowohl untereinander wie mit den übrigen Schwarzorter Funden gemeinsame technische und stilistische Züge auf. Die drei Figuren, Reallexikon Bd. 11, Taf. 120a, d, und Bd. 1 Taf. 133c, haben eine breite, gedrungene Gestalt. Das Gesicht ist durch Brauenbogen und Nase angedeutet und läuft in einer Spitze aus. Die dicht anliegenden Arme sind gewöhnlich durch Furchen vom Körper getrennt, die Beine oft nur durch Stümpfe angedeutet. Alle Figuren sind mit Löchern zum Anhängen versehen. Der Torso Tafel 120b (= unsere Abb. 10) ist vielleicht (?) der Oberteil einer weiblichen Figur,

---

[1]) Vergl. z. B. R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit von der Baggerei bei Schwarzort und anderen Lokalitäten Preußens, Königsberg Pr. 1882 — O. Tischler, Beiträge zur Kenntnis der Steinzeit in Ostpreußen und den angrenzenden Gebieten; derselbe, Die neuesten Entdeckungen aus der Steinzeit im ostbaltischen Gebiet und die Anfänge der Kunst in Osteuropa (Schriften der Phys.-Ökonom. Ges. Königsberg Bd. 23, Sitzungsberichte für 1882, S. 17—40 und a. a. O. Bd. 24, 1883, S. 89—121) — G. Kossinna, Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland, Zeitschrift des Berliner Vereins für Volkskunde 1896, S. 13 — G. Kossinna, Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten, in: Mannus, Bd. 1, Würzburg 1909, S. 18—37. — A. W. Brögger, Den arktiska Stenalder i Norge (= Die arktische Steinzeit in Norwegen), Christiania 1910, S. 157 ff. — W. La Baume, unter „Bernstein und Bernsteinartefakte", in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. 1, Berlin 1924. — M. Hoernes, in: derselbe und O. Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst, Wien 1925, S. 243 und 248 — W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Königsberg 1929, S. 44—45 und 59—60, mit Abb. 32 — E. Sturm, unter: „Schwarzort", in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. 11, Berlin 1927 — 1928 (mit weiteren Schriftnachweisen) — O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, Wien, 1931, S. 247—248.

angedeutet durch den Zopf (?) hinten. Er ist annähernd rundplastisch. Das Tafel 120e (= unsere Abb. 11) abgebildete Stück ist ein ziemlich kräftig modellierter Menschenkopf. Am oberen Ende durchbohrt. Außer diesen lieferte Schwarzort noch zwei Figuren: a) New-Yorker Figur, soll der hier Band 1, Taf. 133c (= unsere Abb. 2) abgebildeten ähnlich sein, und b) (verloren) war durch die Brust auffallend schön doppelkonisch durchbohrt." Soweit E. Sturm.

In Ostpreußen gehört zu dieser Gruppe auch noch die Bernsteinschnitzerei von einem Steinzeitwohnplatz in der Nähe von Nidden, südlich dieses Ortes[2]). Außerdem sind zwei jungsteinzeitliche Bernsteingegenstände unter den ostpreußischen Funden hier anzuschließen, die nur viel weniger deutlich und naturfern[2a]) menschliche Gestalten wiedergeben. Sie stammen von Krucklinnen, Kreis Lötzen[3]), und aus der Gegend von Neidenburg[4]).

An Schwarzorter Bernsteinschnitzereien der jüngeren Steinzeit mit einer vollständigen oder teilweisen Tierdarstellung sind zwei Stücke zu nennen. Das eine, einst Nr. 74 der Sammlung Klebs, befindet sich jetzt im Königsberger Geologischen Institut der Albertus-Universität und wurde bisher im einschlägigen Schrifttum nicht berücksichtigt (= unsere Abb. 9)*)! Es handelt sich um ein sehr lässig gearbeitetes Tier, wohl einen Eber oder Bären, ohne jede Verzierung. Auch Mund, Nase, Augen und Ohren sind nicht besonders angedeutet. Die Vorder- und Hinterbeine des Tieres bilden nur je zwei plumpe Vorsprünge. Das ganze Bernsteintier ist nur 6 Zentimeter lang. In der Mitte ist eine im Verhältnis zu ihrer Größe auffallend breite Durchbohrung angebracht. Unter den weiteren Bernsteintieren aus der jüngeren Steinzeit des Ostseegebietes erinnert die eben beschriebene Schwarzorter Schnitzerei am meisten an ein Stück nicht mehr sicher bekannter Herkunft im Nationalmuseum Kopenhagen. Dieses stammt wahrscheinlich aus Dänemark und wurde vermutlich dorthin, wie zuletzt A. W. Brögger begründete[5]), in der jüngeren Steinzeit von Ostpreußen her eingeführt! Noch roher, aber unfertig, ist ein nicht durchlochtes Bernsteintier von Polzin, Kreis Belgard, in Pommern[6]). Die übrigen entfernteren Vergleichsstücke für das vollständige Schwarzorter Stück sind die bekannten Bernsteintiere von Stolp in Pommern (Bär), Danzig (Eber), Woldenberg, Kreis Friedeberg in der Neumark (Pferd), Resen bei Viborg in Jütland (Bär?)[7]) und Herrö in Norwegen (Bär)[8]).

---

[2]) Klebs a. a. O. S. 44 und Taf. 10, Abb. 6 (= unsere Abb. 5).

[2a]) d. h. also stilisiert bzw. schematisch, wenn man diese an sich entbehrlichen Fremdworte vieler Kunstgeschichtler gebrauchen wollte. Es erscheint aber dringend erwünscht, daß auch bei allen wissenschaftlichen Arbeiten endlich auf sämtliche irgendwie vermeidbaren Fremdwörter verzichtet wird. Je mehr das geschieht, um so volkstümlicher werden auch wissenschaftliche Forschungen zum Nutzen der Allgemeinheit werden.

[3]) Klebs a. a. O. S. 44 und Taf. 10, Abb. 3 (= unsere Abb. 4).

[4]) Klebs a. a. O. S. 44 und Taf. 10, Abb. 1 (= unsere Abb. 6).

*) Vom Verfasser dieses Berichtes 1930 in der Schausammlung des geologischen Instituts der Albertus-Universität festgestellt, zur Zeit dort anscheinend leider verschollen.

[5]) A. W. Brögger a. a. O. S. 229, Abb. 282.

[6]) B. Frhr. v. Richthofen, Eine Bernsteinplastik in Tierform von Polzin, Blätter für deutsche Vorgeschichte, Heft 7, Danzig-Leipzig 1930, S. 16—18 mit Abb., vgl. dazu jetzt auch O. Kunkel, Pommersche Urgeschichte in Bildern, Stettin 1931, S. 31 m. Abb. u. S. 34.

[7]) Das Tier ist seiner Art nach wohl nicht näher zu bestimmen. Beckett dachte an einen Wolf, aber kaum mit Recht. Vgl. Fr. Beckett, Danmarks Kunst, Bd. 1, Kopenhagen 1924, S. 9 m. Abb. 9—10.

[8]) Vgl. zu diesen Funden z. B. A. W. Brögger, a. a. O. Bei Herrö handelt es sich um einen Schatzfund der Ganggräberzeit.

Die zweite schon oft abgebildete Bernsteinschnitzerei aus Schwarzort[9]) mit Tierkopf (unsere Abb. 7) und einer Durchlochung zum Umhängen wurde u. a. durch Sturm in seiner vorhin berücksichtigten Uebersicht kurz erwähnt. Ein Gegenstück ist mir bisher nicht bekannt. Das eine Ende zeigt wohl — ebenso wie der bekannte jungsteinzeitliche Knochenkamm von Gullrum auf Gotland[10]) — einen Hundekopf. Weniger wahrscheinlich ist O. Tischlers von J. Abercromby übernommene Deutung als Pferdekopf[11]). In der Form erinnern an die Schwarzorter Bernsteinschnitzerei mit Hundekopf ziemlich stark zwei steinzeitliche beinerne Angelhaken aus Pernau (estnisch = Pärnu) in Estland, deren eines Ende wohl auch eine Art Tierkopf darstellen soll[12]).

Wiederholt, besonders durch O. Tischler, ist im Schrifttum mit der Schwarzorter Hundekopfschnitzerei auch ein angeblich jungsteinzeitlicher Knochengegenstand verglichen worden, der nach G. Ossowski aus einer der in der Steinzeit bewohnten Höhlen bei Krakau stammen sollte[13]). Einer freundlichen Auskunft der Herren Dr. Zurowski und Dr. Reymann aus Krakau zufolge handelt es sich jedoch bei diesen Knochengegenständen im Krakauer Museum sicher ausnahmslos um Fälschungen.

Um die steinzeitlichen Bernsteinschnitzereien des Schwarzorter Stils richtig zu verstehen, müssen wir uns zunächst darüber klar werden, welchem Kulturkreis der jüngeren Steinzeit sie angehören. Die ganze Art dieser Kunst, Einzelheiten in der Form und Verzierung der Gegenstände und andere Tatsachen lassen keinen Zweifel daran möglich, daß nur der kamm- und grübchenkeramische Kulturkreis in Betracht kommt[14]). Man kann diesen von Mitteleuropa aus gesehen nordostischen

---

[9]) Vgl. z. B. A. W. Brøgger a. a. O. Abb. 23 = Klebs, a. a. O. Taf. 8, Abb. 21 = E. Sturm, in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. 11, Taf. 120. Abb. c = W. Gaerte, a. a. O. Taf. 32, Abb. 13.

[10]) Vgl. z. B. G. Kossinna, in Mannus Bd. 1 S. 39 u. O. Almgren in: Fornvännen 1907 S. 115—117 (beide mit Hinweis auf die Beziehungen des Kammes zu ostpreußischen Bernsteinschnitzereien). Das gegenüberliegende Ende des Kammes zeigt einen menschlichen Kopf, der auch an Schwarzorter Bernsteinsachen erinnert. Vgl. ferner H. Hanson, in: M. Ebert, Reallexikon Bd. 4, unter: „Gotland" m. Taf. 185.

[11]) O. Tischler, in: Schriften der Phys.-ökon. Ges. Königsberg, Bd. 24, 1883. S. 97 — J. Abercromby, The pre and protohistoric finns, Band 1, London 1898, S. 63 — 64. Dagegen hat mit Recht auch J. Ailio einen ähnlichen Kopf des dem gleichen Kunst- und Kulturkreis angehörigen Holzlöffels von Laukaa (Tawastland) in Finnland als Hundekopf gedeutet. Vgl. J. Ailio, Zwei Tierskulpturen, in: Finska Fornminnesforeningens tidskrift Bd. 26, Helsinki-Helsingfors 1922, S. 257 ff. Ein Vergleichsstück zu diesem Holzlöffel stammt vom Sigirsee im Uralgebiet (Museum Jekatarinenburg-Swerdlowsk), s. R. Indreko, Skulptur ja ornamenti eesti kiviaja luuriistades (= Skulptur und Verzierung der steinzeitlichen estnischen Knochengeräte), Sonderdruck aus „Eesti Rahva Museumi Aastaraamat" (= Jahrbuch des Estnischen National-Museums), Bd. 6 (Tartu-Dorpat), mit Abb.

[12]) Vgl. R. Indreko a. a. O., sowie M. Ebert, in: Prähistor. Zeitschrift Bd. 5, S. 513.

[13]) Abbildung bei O. Tischler a. a. O., vgl. derselbe, in Schriften der Phys.-ökon. Gesellschaft Königsberg 1883, S. 90 ff., — L. Ossowski, in: Zbior wiadom. do antrop. krajowej Bd. 4, 5 u. 6. — M. Hoernes, Urgeschichte der bild. Kunst, S. 245 u. 248. — O. Almgren, in: Fornvännen 1907, S. 120. — A. van Scheltema, unter: Plastik, in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. — W. Antoniewicz, Archeologja Polski, Warschau 1928, S. 53. Auch Scheltema und Antoniewicz hielten die Fälschungen noch für echt und betonten bei einigen einen Zusammenhang mit den Schwarzorter Bernsteinschnitzereien!

[14]) Die hier nur gestreifen Fragen behandelt der Verfasser dieser Zeilen ausführlich in seiner noch ungedruckten Arbeit: Die nordeurasische Kultur der jüngeren Steinzeit in Deutschland (Habilitationsschrift Hamburg 1930).



1—3, 7 u. 9 Schwarzort, 4 Krucklinnen, 5 Gegend von Nidden, 6 Gegend von Neidenburg, 8 Kl. Katz. ½ nat. Größe.

Kulturkreis mit Rücksicht auf seine weite Verbreitung in der nordeurasischen Waldzone bis nach Sibiren[15]) hin den *nordeurasischen* nennen.

Von hierher gehörigen Altertümern ist auch in Ostpreußen z. B. noch die Irdenware mit Kamm- und Grübchenverzierung vertreten[16]).

Der große nordeurasische Kulturkreis der jüngeren Steinzeit kennt im Gegensatz zu den gleichzeitigen nordischen und donauländischen Kulturgruppen noch keinen Ackerbau und an Haustieren nur den Hund[17]). Die Träger dieser nordeurasischen Kulturgruppe sind Jäger und Fischer. Sie leben auf der sonst schon in der älteren und mittleren Steinzeit vorhandenen Stufe der „Sammelwirtschaft"[18]). Ihre Nahrung beruht also auf Jagd und Fischfang sowie dem Sammeln von Früchten und anderen eßbaren Naturerzeugnissen.

Die Bernsteinschnitzereien vom Schwarzorter Stil stehen in diesem über riesige Landgebiete verbreiteten Kulturkreis nicht allein. Es gibt hier vielmehr neben vergleichbaren Bernsteinsachen noch ihnen nächst verwandte Schöpfungen aus anderem Stoff (Bein, Stein, Ton und Holz). Man hat gelegentlich einzelne Formen und Verzierungen unter der Kleinkunst der nordeurasischen Art der jüngeren Steinzeit durch einen Einfluß aus dem Bereich der ganz andersartigen Bauernkulturen des Donau-Dnjestr- (= bandkeramischen) Kreises erklären wollen, unserer Überzeugung nach aber nicht mit Recht und auf Grund von aus dem Zusammenhang gelösten Einzelheiten. Die beiden so völlig verschiedenen Kunstkreise müssen, wie dies kurz z. B. auch schon O. Menghin und A. van Scheltema betonten, als Ganzes gewürdigt und verstanden werden[19]). Dabei findet man auch die richtige Erklärung des Zweckes der in Schwarzort vertretenen tier- und menschengestaltigen Bernsteinschnitzereien.

[15]) Manche Vergleichsfunde reichen sogar bis nach Nordamerika, vergl. B. Frhr. von Richthofen, Zur Frage der archäologischen Beziehungen zwischen Nordamerika und Nordasien, in: Anthropos, Bd. 27, Wien 1932, S. 123—151 (hier auch einige einschlägige Bemerkungen zur Kunst des nordeurasischen Kulturkreises). Diese Arbeit ist zustimmend in G. Hatts wichtigem Vortragsbericht „North american and eurasian culture connections", in: Fifth pacific science congress (Tagungsbericht), S. 2755—2765 erwähnt. Vgl. zu den betreffenden Fragen neuerdings ferner auch H. Gjessing, Fra steinalder til jernalder i Finnmark, Oslo 1935, S. 26.

[16]) Siehe z. B. W. *Gaerte*, Urgeschichte Ostpreußens, S. 34 und Abb. 30, *derselbe*, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens, Königsberg 1927, und B. *Frhr. von Richthofen*, Die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlesien, in: Seger-Festschrift (= Altschlesien, Bd. 5), Breslau 1934. Diesem Aufsatz ist z. B. auch unsere Abb. 13 entnommen. Den Druckstock stellte der schlesische Altertumsverein durch Prof. *Jahn* freundlichst zur Verfügung.

[17]) Vgl. z. B. O. F. *Gandert*, Beitrag zur Kenntnis der Wirtschaft im kammkeramischen Kulturkreis, in: Congressus secundus archaeologorum balticorum, Riga 1931, S. 65—66; *derselbe*, Forschungen zur Geschichte des Haushundes. Die Steinzeitrassen in Nordwesteuropa. Mannus-Bücherei Nr. 46, Leipzig 1930. — O. *Menghin*, Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1931, S. 244 ff. und O. F. *Gandert*, Haustierfragen, in: Mannus, Bd. 24, Leipzig 1932, S. 372—383.

[18]) Siehe E. *Wahle*, in: M. *Ebert*, Reallexikon der Vorgeschichte, unter: „Wirtschaft."

[19]) *Vgl.* O. *Menghin*, in: M. Hoernes u. O. Menghin, Urgesch. d. bildend. Kunst, Wien 1925, S. 692. — A. van Scheltema, in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, unter: „Idol", „Plastik" und „Tierornament", sowie B. *Frhr. v. Richthofen*, Zur Kunst des nordostischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit, in: Congressus secundus arch. balticorum, Riga 1931, S. 67 ff. (mit Berücksichtigung des Bildsteines von Kumilsko, Kreis Johannisburg, und des Steinbeils mit eingeritzter Fischzeichnung von Kl.-Schläfken, Kreis Neidenburg).

Die Menschendarstellungen der Schwarzorter Art wurden mehrfach als Ahnenbilder gedeutet, so von C. Schuchhardt in seiner „Vorgeschichte von Deutschland", und zwar z. T. vielleicht mit Recht. Für das nähere Verständnis dieser Gruppe von Ahnenbildern und der Tierdarstellungen des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit bietet die Völkerkunde der geschichtlichen nördlichsten Jäger- und Fischervölker genügend gute Anhaltspunkte, sogar bis in die Einzelheiten hinein! Auffallend ist z. B., daß gerade menschliche Gestalten im nordeurasischen jungsteinzeitlichen Kreise mitunter völlig naturfern („schematisch") dargestellt sind, wie z. B. die Stücke der Gegend von Neidenburg sowie aus Krucklinnen (Abb. 4 und 6) und Gr.-Katz bei Zoppot (Abb. 8) (Bernstein)[20]. Für die Gegenwart erklärte der Hamburger Völkerkundler Professor A. Byhan in seiner Schrift „Die Polarvölker" (Leipzig 1909) die Tatsache, daß kleine religiöse Menschenrundbilder der Polarvölker oft auffallend naturfern gearbeitet sind, auf folgende Weise: „Sie sollen in unbestimmter Gestalt umherschwebende unsichtbare Schatten darstellen und sind daher nicht realistisch." Vielleicht waren derartige Vorstellungen auch schon in der jüngeren Steinzeit des nordeurasischen Kulturkreises wirksam. Die völkerkundliche Erforschung der Polarvölker kann auch deshalb besonders gut mit zum Erklären der geistigen Grundlagen der Kunst unseres nordeurasischen Kreises der jüngeren Steinzeit herangezogen werden, weil die Ahnen heutiger Polarvölker, z. B. besonders der Lappen, Ostjaken und Samojeden, wohl gewiß mit zu seinen Trägern gehörten. Ferner haben auch gerade die Polarvölker noch besonders viele zweifellos uralte Überlieferungen und Vorstellungen beibehalten. Einige der für unsere Zusammenhänge wichtigen im Kreise der Polarvölker auftretenden religiösen Anschauungen können wir übrigens auch noch für nicht polare, finno-ugrische Stämme, z. B. die Tscheremissen und Wotjaken, nachweisen*). Da — wie allgemein angenommen wird — die Ahnen der finno-ugrischen Völkerstämme zweifellos zu den Trägern der westlichen Kulturgruppen des nordeurasischen Kreises der jüngeren Steinzeit gehören[21], ist dies in unserem Zusammenhang von besonderem Belang. Wegen der bei ihnen rascher fortgeschrittenen Entwicklung haben sich aber unter den hierhergehörigen nicht polaren Stämmen die alten heidnischen Vorstellungen nur z. T. und meist nicht so stark und rein erhalten wie bei den Polarvölkern. Über die Ahnenbilder der Polarvölker sagt Byhan in seiner Schrift „Die Polarvölker" folgendes: „Durch die verschiedene Art der Bestattungen sucht man zwar eine dauernde Beseitigung der Geister zu erreichen, aber dennoch hält man es für möglich, daß sie zu ihren Angehörigen zurückkehren. Damit sie nun dort nicht ruhelos umherzuirren brauchen, bieten ihnen diese einen ihrem früheren Körper ähnlichen Aufenthaltsort in den sogenannten Ahnenbildern. Diese sind aus Holz roh geschnitzte, größere oder kleinere Menschenfiguren."

---

[20]) Museum für Naturkunde und Vorgeschichte Danzig, Kat.-Nr. V, S. 3341, bisher unveröffentlicht. Einzelfund.

*) Siehe dazu auch A. M. Tallgrens inhaltsreichen neuen Aufsatz, Die altpermische Pelzwarenperiode an der Pečora, in: Hackman-Festschrift, Excavationes et studia, Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja (Finska fornminnesföreningens tidskrift), Band 40, Helsinki-Helsingfors 1934, S. 154 ff. und das dort verarbeitete weitere, zum Teil russische Schrifttum. Die a. a. O. von Tallgren behandelte Kultur mit Menschen- und Tierdarstellungen der jüngeren Eisenzeit ist vermutlich den ebenfalls finno-ugrischen Syrjänen zuzuschreiben. Die zu ihr gehörigen Vergleichsfunde für die nordeurasische Kunst der jüngeren Steinzeit deutet Tallgren treffend als hauptsächlich „schamanistisch" (Geisterdarstellungen sowie Jagd- und Fangzauber).

[21]) Vgl. A. M. Tallgren, unter „Finno-Ugrier", in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte und B. Schukoff, in: Esa, Bd. 4 (1929), S. 61 ff.

Mit ähnlichen Anschauungen dürfen wir wohl auch für den nordeurasischen Kulturkreis der Steinzeit rechnen. Die heutigen Polarvölker arbeiten bei den erwähnten Ahnenbildern stets den Kopf besonders heraus. Dies ermöglicht den Schluß, daß er als eigentlicher Sitz der Seele gedacht wird, sowohl im Bilde wie auch im Körper selbst. Hängen auch die kleinen naturfernen Menschendarstellungen des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in der Art der sogenannten „Brettidole" vom Rinnekals (lettisch = Rinukalns) Kreis Wolmar (= Valmiera) in Lettland[22]), aus Gr.-Katz bei Zoppot, der Gegend von Neidenburg und Krucklinnen, Kreis Lötzen usw. wirklich mit dem Ahnenkult zusammen, so



Abb. 10 Schwarzort, ⅔ nat. Gr. Abb. 11

scheint die zuletzt erwähnte Vorstellung über die Bedeutung des Kopfes bei solchen Darstellungen aber nicht in dem Maße ausgeprägt gewesen zu sein, wie heute bei den Polarvölkern. Die kleinen Menschendarstellungen, auch die mehr naturnahen der Schwarzorter Art, können aber zum Teil vielleicht auch in anderer Weise als geisterbeschwörende „Amulette" und Darstellungen von Geistern*) gebraucht worden sein. Wir möchten zum Belege dieser Annahme und zur Erläuterung des Zweckes der Tierdarstellungen der nordeurasischen Kunst der jüngeren Steinzeit wiederum die völkerkundliche Bearbeitung der Polarvölker zum Vergleich heranziehen. Dafür seien aus A. Byhans eben schon benutzter Übersicht: „Die Polarvölker" folgende Angaben übernommen (S. 124 u. 131):

„Was das Wesen und Aussehen der Geister und Gespenster anlangt, so hat man im allgemeinen keine klare Vorstellung davon: „Die Schamanen behaupten, sie als Bären, Eulen, Adler, Schweine, Löwen (?), Käfer, Spinnen, Drachen, Schatten, Lichtschein gesehen zu haben, und die Eskimos denken sie sich von ähnlicher Gestalt wie die Menschen, nur in schattenhafter Wiedergabe." — „Zu den Obliegenheiten der Schamanen (= Zauberer) gehört schließlich noch die Herstellung gewisser beständig wirkender Zaubermittel, der Amulette. Wie die Ahnenbilder der ganzen Hausgemeinschaft Schutz und Hilfe gewähren, so wehren diese feindliche Mächte von der eigenen Person des Trägers ab oder unterstützen ihn, je nach deren Besonderheit bei bestimmten Unternehmungen. Sie sind aus

---

[22]) M. Ebert, in: Prähistor. Zeitschrift Bd. 5, S. 508, Abb. 6.
*) Vgl. hierzu A. M. Tallgren a. a. O.

Stein, Knochen, Holz, Fell, Blech usw. gefertigt, und zwar, da sie ja hilfreiche Geister versinnbildlichen sollen, meist in Menschengestalt. Sie sind 5 bis 10 Zentimeter lang, werden gewöhnlich am Halse oder auf der Brust getragen und verleihen Schutz gegen bösen Blick, gegen Krankheiten und dergleichen. Die zu Jagdzwecken bestimmten Amulette haben die Form der betreffenden Tiergattungen"*).

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wir durch die Vergleiche aus der Völkerkunde die Deutung dieses Zweiges der Kunst des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit gefunden haben. Das gilt besonders auch für die zum Umhängen durchlochten kleinen Menschen- und Tierdarstellungen der jüngeren Steinzeit aus ostpreußischem Bernstein.

Ein Andauern offenbar schon in der jüngeren Steinzeit vorhanden gewesener „schamanistischer" Vorstellungen bis in die Gegenwart läßt sich z. B. im Bereich der finno-ugrischen Kulturen in mehreren Fällen an der Hand der Funde auch durch die vor- und frühgeschichtlichen Metallzeiten**) verfolgen. Die betreffenden Tatsachen zeigen, daß es sich hier gut rechtfertigen läßt, von entsprechenden z. T. noch jetzt deutlich wirksamen Vorstellungen Rückschlüsse bis auf die Steinzeit zu ziehen.

Das Verbinden von Beobachtungen der Vorgeschichtsforschung mit solchen der Völkerkunde und Volkskunde ist überhaupt sehr lohnend. Es trägt vielfach entscheidend zu unserem Verständnis der vorgeschichtlichen Religion und Kunst und überhaupt der ganzen geistigen Kultur der Vorzeit bei. Freilich bleibt gerade hier eine sehr sorgfältige Arbeitsweise dringend erforderlich, wenn Fehlschlüsse vermieden werden sollen. Vor allem dürfen nie Einzelerscheinungen ohne genügend Rücksicht auf Zeit, Raum und Volkstum dabei aus dem Zusammenhang gerissen und nach irgendeiner vorgefaßten Meinung vereinigt werden[23]). Das krasseste und bekannteste Beispiel dafür, wie man bei solchen Untersuchungen nicht vorgehen darf, sind zur Zeit die unwissenschaftlichen Arbeiten Herman Wirths[24]). Dieser

---

*) Vgl. A. M. Tallgren a. a. O.

**) Siehe A. M. Tallgren, a. a. O., und das weitere dort verarbeitete Schrifttum.

[23]) Vgl. hierzu z. B. mit zahlreichen Schriftnachweisen B. Frhr. v. Richthofen, Zur religionswissenschaftlichen Auswertung vorgeschichtlicher Altertümer, in: Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. 62, 1932, S. 110—144, und die zustimmende Besprechung dieser Arbeit durch G. H. Luquet, in: L'Anthropologie, Paris, Bd. 1933, S. 146—147.

[24]) Gegen Wirth vgl. z. B. B. v. Richthofen, a. a. O. — derselbe, Eine Entgegnung an Prof. H. Wirth, in: Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien, Bd. 62, 1932, S. 228 ff. — derselbe, Um Herman Wirth, in: Der Reichswart, Nr. 19 vom 7. 5. 1932. — derselbe, Zum Stand der Arbeiten über neuzeitliche Kleinbauten vorgeschichtlich-mittelmeerländischer Art und die Urheimat der Hamiten, in: Prähist. Zeitschr., Bd. 23 (1932), Anm. 3, 18, 39. — W. Petzsch, Der Aufgang der Menschheit, Zur Frage der Herkunft der nordischen Kultur, in: Nordische Rundschau, Heft 2, Berlin 1933. — Fr. Wiegers, F. Bork, H. Plischke, B. K. Schultz und C. Wolff, Herman Wirth und die deutsche Wissenschaft, München 1932, Verlag J. F. Lehmann. — R. Glaser, Wer ist Herman Wirth?, Breslau 1934. — K. H. Jacob-Friesen, Besprechung von R. Baeumler, Was bedeutet H. Wirth für die Wissenschaft, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 6, Hannover 1932, S. 96—98. Eine ebenfalls sehr gute Besprechung dieser durch R. Baeumler herausgegebenen Schrift schrieb als kritischer Nichtfachwissenschaftler der Verfasser des wertvollen volkstümlichen Buches „Von Steinbeil und Urne": H. Kutzleb. Sie erschien 1932 in der von W. Vesper herausgegebenen Zeitschrift: Die neue Literatur.

Die Ablehnung Wirths vom weltanschaulichen Standpunkt des Nationalsozialismus begründete gedruckt bisher besonders E. Witte in zwei Beiträgen unter den kleinen

hat bereits auch die Bernsteinsachen von Schwarzort in den Kreis seiner Arbeiten gezogen, u. a. für Betrachtungen zur Runenfrage. Auf zwei Schwarzorter Bernsteinanhängern wollte er nämlich in der Punktverzierung Runen sehen. Es handelt sich dabei jedoch offenbar nur um eine äußerliche Formähnlichkeit durch eine bei den verschiedensten Völkern und Kulturen unabhängig voneinander auftretende, einfache Verzierung. Mit dem Zeitalter der germanischen Runenschrift und überhaupt mit germanischer Kultur hat die Kunst der steinzeitlichen Bernsteinschnitzereien von Schwarzort nicht das geringste zu tun[25]). Zu dem Schwarzorter mit eingestochenen Punkten verzierten Bernsteinanhänger R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit, Taf. 6, Abb. 11 (= unsere Abb. 2) bemerkt H. Wirth in seinem Buch „Die Ura-Linda-Chronik" (Leipzig 1933, Verlag Koehler u. Amelang) auf S. 213 u. a.: „Ich habe in dem eben genannten Hauptstück der „H(eiligen) U(rschrift)" den Zusammenhang der weisen Frau, der Priesterin, mit der Mutter Erde erörtert: Es handelt sich um das Allernährerin- (alma mater) Motiv, wie Irthos in der Ura-Linda-Chronik und auch als alfêdstre überliefert ist." „Abb. 151. Eine kleine Bronzefigur, gefunden in Fangel, Bezirk Odense, Dänemark (jüngere Bronzezeit, Anfang letztes Jahrtausend v. Chr.), zeigt uns die gleiche kultische Haltung der „alfêdstre", ebenso die Halskette, wie aus der jüngeren Steinzeit.



Abb. 12
Schwarzort, 1/1 nat. Gr.

Abb. 152. Ein Bernstein-Anhänger von Schwarzort, Kurische Nehrung, Ostpreußen (jüngere Steinzeit), überliefert uns die gleiche, noch mehr geometrisch-stilisierte Darstellung: die Hände und die Halskette sind in punktierten Linien nur angedeutet. Und es sind diese jungsteinzeitlichen Bernstein-Anhänger von Schwarz-

---

Mitteilungen des Jahrganges 1932 der Zeitschrift „Der Hammer", und Pg. R. Glaser, a. a. O., Breslau 1934. — Siehe ferner zum Fall Wirth jetzt besonders in diesem Sinne noch „Erlanger Hochschulblätter", Juli 1934.

[25]) Vgl. dazu noch G. Neckel, Die Entstehung der Runen, in: Erstes nordisches Thing, Bremen 1933. Diesen Ausführungen des verdienten Berliner Germanisten vermag man als Kenner der Vorgeschichte in verschiedenen wesentlichen Einzelheiten nicht beizustimmen, besonders da, wo Neckel sein ihm vertrautes Fachgebiet verläßt und neue Schlüsse aus vorgeschichtlichen Funden ziehen möchte, z. B. auch für Ägypten und die Funde von Schwarzort. Sein Aufsatz stellt sonst verdienstlicherweise gut die schwachen Seiten einiger bisheriger Arbeitsannahmen über die Entstehung der Runen heraus. Neckel denkt dort bei den von H. Wirth irrig mit Runen in Verbindung gebrachten Verzierungen der bekannten jungsteinzeitlichen Anhänger nordeurasischer Art fälschlich an nordische Bronzezeit.

ort aus dem 4. Jahrtausend v. Chr., welche uns die älteste Beurkundung der Überlieferung der „Volksmütter"-Steine in Gallien und am Niederrhein bieten, daß die „weise Frau" den Kindern des Menschen das Leben Gottes beschert."

Soweit lassen wir H. Wirth das Wort. Eine ausführliche wissenschaftliche Widerlegung seiner fraglichen aus gefühlsbetonten Wunschträumen geborenen Behauptung erübrigt sich. Nichts verbindet in Wirklichkeit zeitlich, räumlich und der Kultur nach die schlichten Bernsteinanhänger der nordeurasischen Jäger und Fischer von Schwarzort mit der altgermanischen Religionsgeschichte und Runenschrift. Wir überlassen gern jedem urteilsfähigen Leser dieser Zeilen z. B. die Prüfung, ob die Punktlinien auf dem einen Anhänger (unsere Abb. 12) die Darstellung der kultischen Haltung einer germanischen Priesterin oder Gottheit wiedergeben. Würden nicht außerhalb von Ostpreußen viele begeisterte Freunde der Vorzeitkunde, bei Wirth eine neue Religion suchend, leichtgläubig solch reine Dichtung für Wissenschaft halten, dann wäre der Raum wissenschaftlicher und heimatkundlicher Zeitschriften für eine Berücksichtigung dieser Irrwege im Ausdeuten von Funden eigentlich zu schade. Wirths Buch über die Ura-Linda-Chronik ist überhaupt derartig, daß jeder deutsche Volksgenosse darin besonders leicht sehen sollte, was für Irrlichter ihm durch Wirth als Wahrheit vorgesetzt werden. Gerade im deutschen Osten wird dabei zu beachten sein, wie im Gegensatz zu allen Tatsachenergebnissen der ernsten Forschung Wirth bedenkenlos glaubt, schon vor 505 vor Christus hätten Slawen Häfen an der Ostsee besessen und seien bis Mitteldeutschland gelangt, und 459 vor Christus seien Finnen und Magyaren die Herren der in Wahrheit germanischen deutschen Lande östlich der Weser gewesen. (H. Wirth a. a. O. S. 76, 77 usw.)

Bemerkenswert, aber leicht verständlich ist in diesem Zusammenhang auch, daß jetzt der bekannte deutschfeindliche Professor Kostrzewski in seinem unsachlichen Kampf gegen meine Arbeiten seine teilweise Gesinnungsgemeinschaft mit Professor Wirth unterstreicht. Dies geschah in einem oberflächlichen und gehässigen Aufsatz Kostrzewskis, den nach dem Vorbild der Oppelner „Nowiny Codzienne" Nr. 70 vom 24. 3. 1935 die gesamte Presse der polnischen Minderheit in Deutschland abdruckte. Kostrzewski erwähnt ausdrücklich zustimmend Wirths Ausfälle gegen mich im 62. Band der Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, obwohl sie bereits in demselben Bande endgültig widerlegt sind. Wir bezweifeln allerdings, daß Professor Kostrzewski seinem eigenen wissenschaftlichen Ansehen und der Wertschätzung Professor Wirths bei dessen Anhängern durch das Herausstellen einer Einheitsfront Kostrzewski-Wirth einen Dienst erwiesen hat.

Ebenso hoffnungslos abwegig ist alles, was Wirth in seinem felsenfesten Vertrauen auf die geschichtliche Wahrheit der von den wirklich Sachkundigen als Fälschung angesehenen Ura-Linda-Chronik sonst noch über die Völker- und Geistesgeschichte der Urzeit sagt*). In unserem Zusammenhang genügen schon die hier

---

*) Vgl. teils dazu, teils überhaupt zur Ura-Linda-Chronik besonders z. B. noch K. Tackenberg in: Ostland, Nr. 6, Berlin 1934, — desgl. in: Der Oberschlesier 1934, S. 114, und in: „Altschlesische Blätter", Breslau, Jahrgang 1934 Nr. 2 (hier auch Berichte anderer Verfasser gegen Wirth). — A. Hübner, Herman Wirth und die Ura-Linda-Chronik, Berlin-Leipzig 1934. — Ed. Schröder, Die Ura-Linda-Chronik, in: Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums, Nr. 1, München, April 1934. — W. Krogmann, Ahnenerbe oder Fälschung? Berlin 1934. — K. H. Jacob-Friesen, in: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 1934, Heft 6. — W. Schultz, in: „Völkische Kultur", März 1934. — R. Much, in: Deutsche Literaturzeitung, 1935, Heft 16. — Wolfgang Krause, in: Erlanger Hochschulblätter, a. a. O. u. Altpreußen 1935, Heft 1, sowie — vom rechtsgeschichtlichen

erwähnten Beispiele vollkommen. Mit Wissenschaft hat all das nicht das geringste zu tun. Es wird hohe Zeit, daß auch die letzten der zur Zeit noch entgegengesetzt urteilenden Zeitungen aus diesen Tatsachen endgültig die nötigen Folgerungen ziehen. Belege für die Notwendigkeit dieser Forderung ergeben auch die in unseren Anmerkungen genannten einschlägigen Arbeiten zur Genüge.

Zum Schluß erwähnen wir ferner noch eine sicher unzutreffende Beurteilung der Bernsteinschnitzereien des Schwarzorter Stils durch C. Schuchhardt*). Dieser setzt sie in seiner Vorgeschichte von Deutschland (S. 53—56) ohne Begründung in den nordischen Kulturkreis, und zwar unter die Funde, die dessen angeblichen ursprünglichen „Westcharakter" beweisen sollen. Als Alter wird hier „die neolithische Frühzeit" angegeben, ein nicht recht klarer Begriff! Die übrigen, besonders durch E. Sturm in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte unter „Schwarzort" und in einer noch nicht gedruckten Untersuchung des Verfassers dieser Zeilen herausgearbeiteten Gründe für die genauere Zeitbestimmung befinden sich zu Schuchhardts Angabe im Widerspruch. Unter „neolithische Frühzeit" müßte man doch wohl die ersten beiden Stufen der jüngeren Steinzeit nach der Einteilung von O. Montelius verstehen. Dieser gehören aber die Bernsteinsachen von Schwarzort nicht an. Sie sind, soweit nicht für einzelne ein **noch** jüngeres Alter in Frage kommt, ganggräberzeitlich. Schuchhardts Irrtum beruht hier vielleicht auf einem Mißverständnis einer gelegentlichen Angabe G. Kossinnas: Die Schwarzorter Menschendarstellungen seien ein „wichtiger Hinweis für die feinere Chronologie im Beginn der jungneolithischen Zeit". Auch dieser Ausdruck war nicht gerade glücklich gewählt, aber man kann ihn immerhin wenigstens mit auf einen Teil der Ganggräberzeit beziehen. Der ganze Abschnitt über das angeblich zunächst westische Gepräge des nordischen Kulturkreises steht übrigens bei Schuchhardt auf nicht befriedigenden Grundlagen. Das zeigt sich besonders deutlich auch bei seinen einschlägigen Bemerkungen über die bekannten Steinkreise von Odry, Kreis Konitz. Diese sind nämlich, wie Kostrzewskis Grabungen erweisen, überhaupt nicht steinzeitlich[26]), sondern eisenzeitlich-germanisch (2. Jahrh. n. Chr.). Der nordeurasische Kulturkreis der jüngeren Steinzeit fehlt dagegen bei Schuchhardt wie in allen bisher erschienenen Übersichten von Vorgeschichtsforschern über die Vorgeschichte Deutsch-

---

Standpunkt aus — R. **Hiß**, in: Deutsche Literaturzeitung, 1. 4. 1934, Sp. 598 ff. Belege über die Stellungnahme angesehener nationalsozialistischer Zeitungen gegen H. **Wirth** (z. B. des „Völkischen Beobachters", der „Preußischen Zeitung" und des „Westdeutschen Beobachters") siehe bei R. **Glaser**, a. a. O. — Verfehlt sind dagegen die in einigen Zeitungen unlängst erwähnten Versuche von A. **Hermann**, Berlin, doch noch wenigstens einen beachtenswerten Rest brauchbarer Dinge in der Ura-Linda-Chronik zu finden. Eine nähere Wiederlegung wird durch den Verfasser dieser Zeilen demnächst in einer Besprechung von A. Hermanns Buch „Unsere Ahnen und Atlantis" veröffentlicht.

*) Nachtrag: Nach dem Abfassen des vorliegenden Berichtes hielt der Verfasser in einer Berliner Sitzung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte einen Vortrag über den nordeurasischen Kulturkreis der jüngeren Steinzeit in Deutschland. Im anschließenden Meinungsaustausch gab Geheimrat Prof. Schuchhardt begrüßenswerterweise sein irriges Urteil über die ostdeutschen Bernsteinschnitzereien des nordeurasischen Stils auf.

[26]) Vgl. dazu W. La Baume in: Nachrichtenblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft Bd. 3, Heft 7, S. 63. — Die Steinkreise von Odry gehören zu germanischen Gräbern. In einem Teil der Nachbestattungen mit Kostrzewski Urslawen zu suchen, ist ganz abwegig. Die Ausgrabungen in Odry ergaben auch keine Anhaltspunkte, die es etwa rechtfertigen würden, die Steinsetzungen für älter zu halten, als die darin geborgenen germanischen Gräber der jüngeren Eisenzeit.

lands noch ganz. Unter den Bernsteinsachen nordeurasischen Stiles, die außerhalb von Ostpreußen gefunden wurden, dürften einige ostpreußische Einfuhrstücke sein! Dies gilt z. B. wohl für die beiden schon erwähnten Rundbilder von Tieren aus Dänemark[27]). Ferner kommen dafür besonders die beiden zum Umhängen



Abb. 13

durchlochten kleinen Darstellungen menschlicher Köpfe aus Bernstein von Sakkola im Vuoksental an der Westgrenze des Ladogasees in Finnisch-Ostkarelien[28]) und

---

[27]) Sophus Müller denkt hier im Gegensatz zu uns und A. W. Brögger mit nicht überzeugenden Gründen an ein höheres Alter und dänische Entstehung (mittelsteinzeitliche Maglemosekultur), vgl. Sophus Müller, Stenalderenes Kunst i Danmark, S. 6 und Abb. 20, sowie dagegen noch G. Hallström, in: Fornvännen 1908, S. 75, und J. Bröndsted, 2 Bernsteinstücke unsicherer Zeit, in Acta Archaeologica, Bd. 5, Kopenhagen 1934, S. 147, dort auch Abb. eines neugefundenen unvollständigen dritten Bernsteintieres steinzeitlicher Art aus Dänemark von Kragelund in Mitteljütland.

[28]) A. W. Brögger, Den arktiska Stenalder i Norge, Abb. 270, sowie O. Almgren, Nordiska stenaldersskulpturer, in: Fornvännen 1907, S. 119, Abb. 14.

aus dem Moor Atran Prov. Västergötland in Südschweden[29]), sowie das kleine Rundbild eines Menschen aus Bernstein von Bernburg in Anhalt[30]) in Frage. Da nordeurasische Siedler mit kamm- und grübchenverzierter Tonware auch bis Westpreußen und Ostpommern siedelten, können z. B. auch dort Bernsteinsachen unserer Gruppe hergestellt worden sein, wie überdies das unfertige Tier von Polzin erweist. Die Deutung des Zweckes entspricht auch für diese Stücke den obigen Angaben.

Metall-Handwerk und -Handel zur Bronzezeit.

Von W. La Baume.

Die Tatsache, daß eine große Anzahl von Waffen, Geräten und Schmucksachen aus Bronze nicht überall vorkommt, daß vielmehr ein bestimmter Typ (Beispiel: Wendelring, Abb. 1) in seiner Verbreitung beschränkt und an ein ganz fest umgrenztes Gebiet gebunden ist (Abb. 2), spricht an sich schon für die einheimische Herstellung dieser örtlichen Formen. Außerdem gibt es aber auch unmittelbare Beweise dafür, daß Werkstätten für Bronzeguß auch in denjenigen Ländern bestanden haben, die, wie z. B. Nord- und Ostdeutschland, keine natürlichen Vorkommen von Kupfer- und Zinn-Erzen aufzuweisen haben; es sind das Funde von Rohmetall (Schmelzklumpen aus Kupfer oder Bronze, Abb. 3), Barren in Stabform (Abb. 4) oder Ringform (Abb. 5), ferner Handwerksgeräte, wie z. B. Gußformen, und schließlich Verwahrfunde aus Altmetall (Abb. 5 und 6). Nach den ost- und westpreußischen Funden haben wir auch in unserm Gebiet solche Gießerwerkstätten anzunehmen. In ihnen wurde der von auswärts herbeigeschaffte Rohstoff geschmolzen, um neue Stücke daraus zu gießen, und sicher ist auch gesammeltes Altmetall dabei mitverwendet worden. Man kannte mehrere Verfahren des Formens, wie an den technischen Einzelheiten der einheimischen Bronzen zu erkennen ist. Selbstverständlich wurden in solchen Werkstätten auch andere Metallarbeiten ausgeführt, wie z. B. Ausbesserungen (Beispiele: Abb. 7—9)*).

Gab es also in der Bronzezeit ein hochentwickeltes einheimisches Handwerk, so ist dies ohne einen lebhaften Handel mit Metall nicht vorstellbar. Erstens mußte der gesamte Rohstoff eingeführt werden, z. T. aus weit entlegenen Ländern, in denen schon damals Kupfer und Zinn bergmännisch gewonnen wurden; zum anderen mußte der einheimische Bronzegießer seine Fertigware absetzen. Der Handel war also in erster Linie bemüht, den Rohstoff heranzuschaffen, und in diesem Sinne ein Außenhandel, bei dem irgendwelche inländischen Erzeugnisse als

[29]) O. Almgren a. a. O., S. 117, Abb. 77, vgl. auch G. Kossinna, Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen, in: Mannus, Bd. 1, 1909, S. 17 ff.

[30]) A. W. Brögger a. a. O., Abb. 269. Vgl. auch G. Kossinna, Mannus 1, 1909, S. 40. Kossinna gibt hier an, das Bernburger Fundstück sei vor seinem betreffenden Aufsatz noch nie in diesem Zusammenhang genannt worden. Das ist aber nicht zutreffend. Schon 1884 vermutete Virchow für die Bernsteinschnitzerei aus Bernburg einen entsprechenden ostpreußischen Ursprung, Zeitschr. f. Ethnologie 1884, S. 402.

*) Die hier genannten und abgebildeten Stücke sind beschrieben von W. La Baume: Zur Kenntnis der Metalltechnik in der Bronzezeit und ältesten Eisenzeit. In: 50 Jahre Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig), 1880—1930 (= Schriften der Naturf.-Ges. Danzig Bd. 19, S. 3, 1930/31).



Abb. 1. Bronze-Halsring
(sog. Wendelring) aus Dobberpfuhl, Kreis Pyritz, Durchmesser 23 Zentimeter. Pomm. Landesmuseum Stettin. Nach Sprockhoff.



Abb. 2. Verbreitung der scharfgelappten Wendelringe vom Typus Abb. 1.
Nach Sprockhoff, Jungbronzezeitliche Formenkreise an der unteren Oder und unteren Weichsel. Blätter f. dtsche. Vorgesch. H. 8, 1931.



Abb. 3. Gußkuchen und Gußklumpen

aus verschiedenen westpreußischen Funden. Das Stück b (in der Mitte durchgeschnitten) läßt gut erkennen, wie sich der Gußkuchen am Grunde des Schmelzofens gebildet hat. Museum für Naturk. u. Vorgesch. in Danzig. 1/6 nat. Gr.

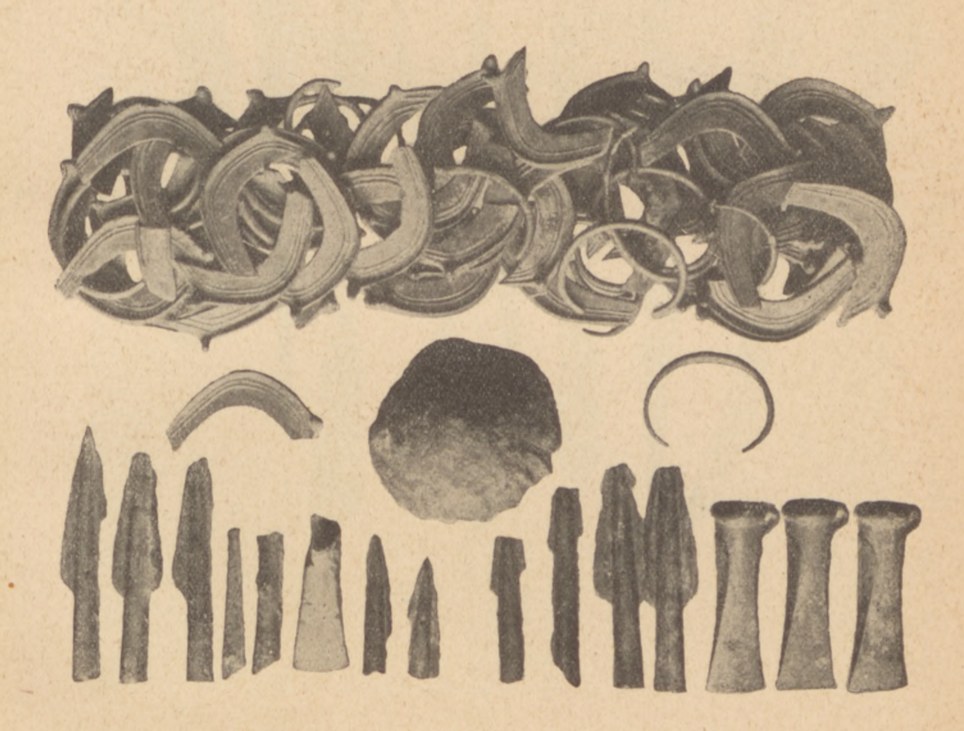


Abb. 4. Verwahrfund von Littausdorf,

Kr. Fischhausen. Darin 1 Gußkuchen, 10 Lanzenspitzen, 63 Knopfsicheln, 23 Armringe, 10 Armring-Bruchstücke und 3 Tüllenbeile. Vermutlich aus der Werkstatt eines einheimischen Bronzegießers. Prussia-Museum, Königsberg.



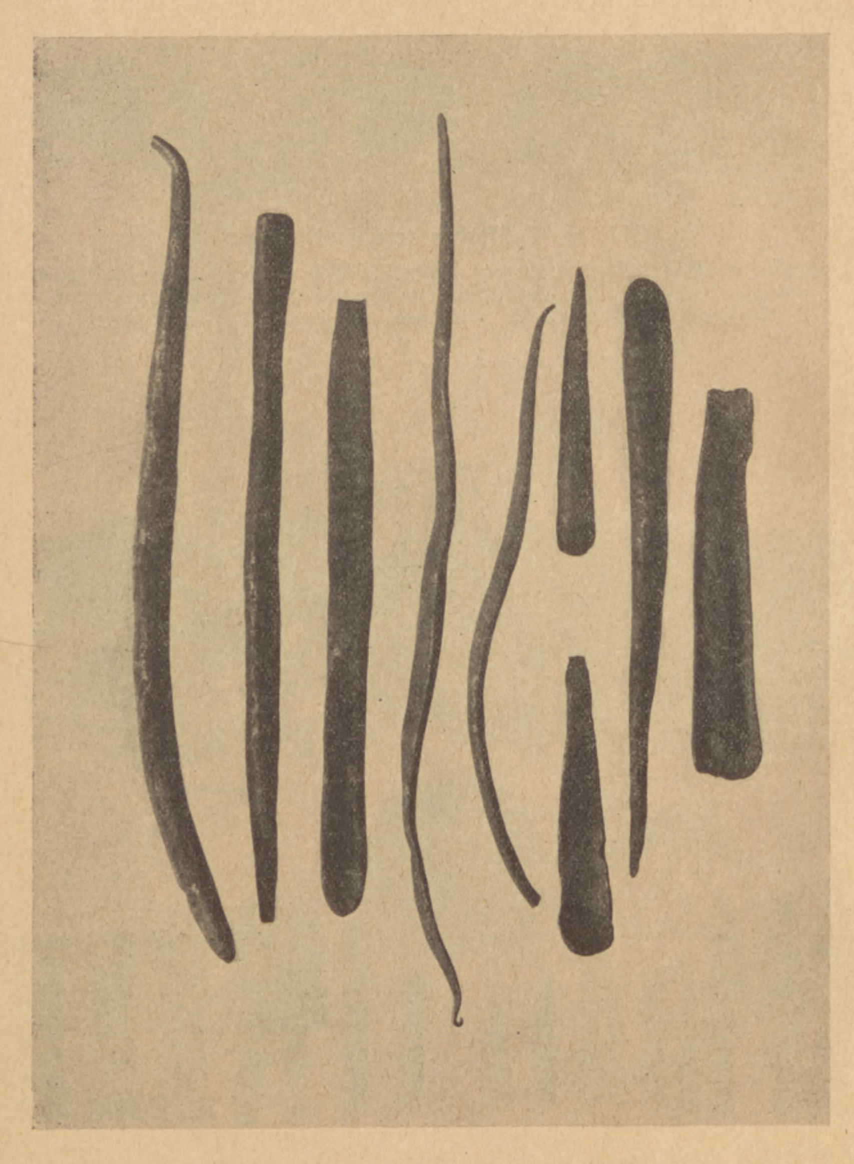


Abb. 5. Neun stabförmige Bronzebarren,

1872 von Tauchern beim Kap Brüsterort in der See gefunden. Prussia-Museum. Etwa ⅓ natürlicher Größe.

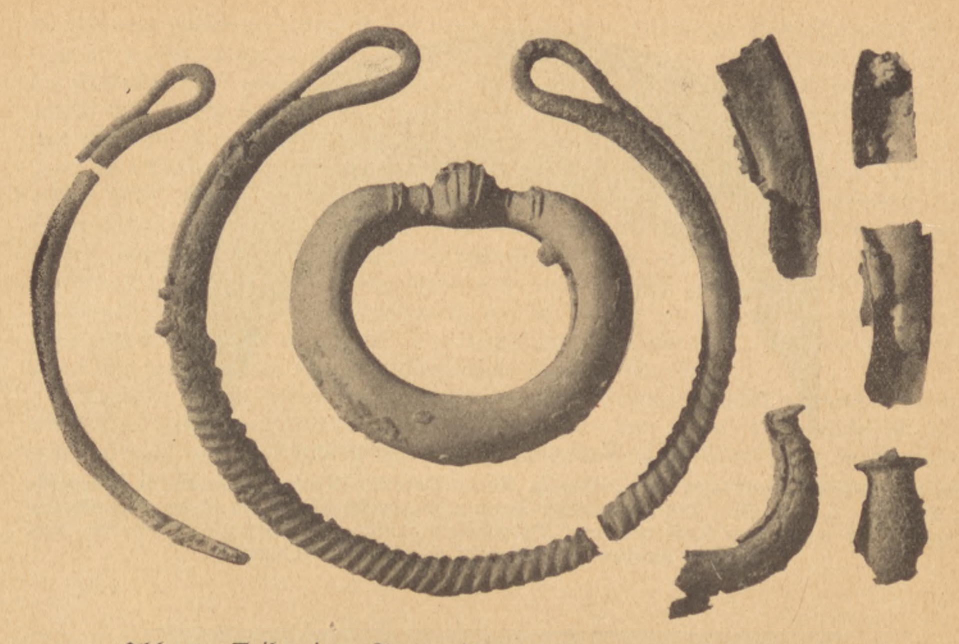


Abb. 6. Teile eines Bronze-Verwahrfundes aus Brünnhausen, Kreis Putzig. Mus. f. Naturk. u. Vorgesch. in Danzig. ½ nat. Gr. — Alle Stücke sind im Guß mißlungen („Ausschuß"); sie stammen vermutlich aus der Werkstatt eines einheimischen Bronzegießers.

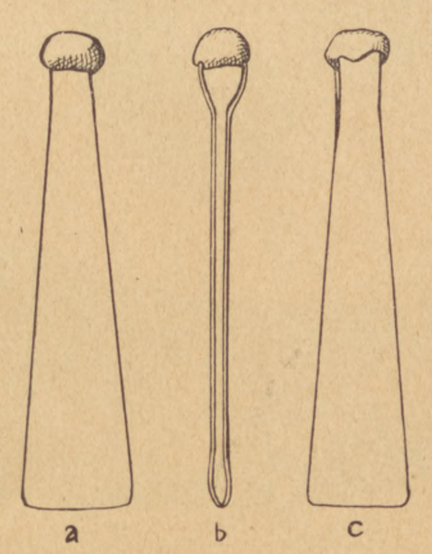


Abb. 7. Bronze-Haarzange („Pinzette") aus Sobbowitz (Freistaat Danzig). Mus. f. Naturk. u. Vorgesch. in Danzig. ¾ nat. Gr. — Die Zange war am Scheitel zerbrochen und ist durch Umguß an der Bruchstelle „geflickt" worden.

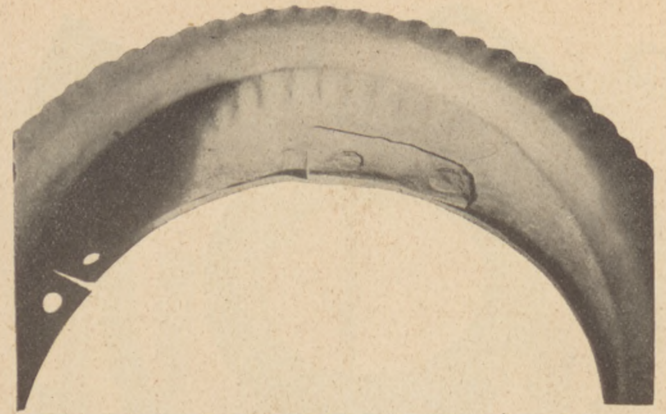


Abb. 8. Teil eines Bronze-Armringes

aus dem Verwahrfund von Alt-Bukowitz, Kreis Berent. Mus. f. Naturk. u. Vorgesch. in Danzig. ⅔ nat. Gr. Die aus dünner Bronze bestehende Wandung ist an zwei Stellen eingebrochen und durch Aufsetzen von Bronzeblech-Flicken, die aufgenietet wurden, ausgebessert worden. Links sieht man die Nietlöcher.



Abb. 9. Bronze-Trinkhorn

aus dem Verwahrfund von Prentzlawitz, Kreis Graudenz. Mus. Danzig. ½ nat. Gr. Die an der Mündung entstandene Beschädigung ist durch Umguß ausgebessert.

Tauschware dienten. Unter ihnen wird gewiß dem Bernstein eine besondere Rolle zugefallen sein, wenn es auch unmöglich ist, sich vorzustellen, daß Bernstein allein die Metalleinfuhr gedeckt hat; gibt es doch auch bronzereiche Länder, in denen das „Gold des Nordens" gar nicht vorkommt. Sowohl über die Wege dieses Handels wie über die Art, wie er vor sich ging, wissen wir leider noch sehr wenig. Der Inlandhandel hat sich offenbar in der Weise abgespielt, daß entweder der Erzgießer selbst, wenn er einen gewissen Vorrat an Bronzewaffen, Geräten und Schmuckstücken angefertigt hatte, im Lande umherzog, um seine Ware zu verkaufen, oder daß es schon gewerbsmäßige Händler gab, die das übernahmen. Dabei wurden sicherlich oftmals zerbrochene und unbrauchbar gewordene Bronzen eingesammelt bzw. in Tausch genommen, um sie wieder einzuschmelzen, da natürlich jedes Stück Metall kostbar war; so erklären sich die wiederholt gefundenen Niederlagen aus zerbrochenen Stücken (Altmetall) (Abb. 5 und 6).

Alles in allem ergibt sich aus den bronzezeitlichen Funden, obwohl sie nur einen Teil dessen vorstellen, was einst vorhanden war (alles Organische ist nicht erhalten geblieben und das übrige nur bruchstückweise überliefert), ein anschauliches Bild des bronzezeitlichen Handwerks und Handels in unserer Heimat als eines wichtigen Teiles der Gesamtwirtschaft jener Zeit.

Die Bedeutung der Luren in der urgermanischen Religion.

Von W. Gaerte.

Daß die waldhornähnlichen Blaswerkzeuge der bronzezeitlichen Germanen, die sogenannten Luren[1]), im Kulte eine wichtige Rolle gespielt haben, beweisen neben den immerhin recht zahlreichen Lurenfunden auch die Felsbilder von Schweden, die mit jenen als gleichzeitig anzusetzen sind (Abb. 1—4). Auch auf dem Grabe von Kiwik (Schonen) sind Lurenbläser abgebildet[2]). Nach Almgrens[3]) Deutung sollte jenes Blasen „die Aufmerksamkeit der Mächte erregen" (295). „Die rituelle Musik", meint er, „war gewiß eigentlich im Götterkult zu Hause. . . . Auch bei den auf den angeführten Monumenten abgebildeten Grabzeremonien war sie wohl eher dazu gedacht, zu den Göttern zu sprechen als den Toten zu erfreuen" (S. 206). Irgendwelche Zeugnisse zur Stütze seiner Vermutung führt Almgren nicht an. Ich glaube, daß man seine Ansicht wohl kaum allgemein billigen wird[3a]). Es erscheint mir das gerade Gegenteil seiner Deutung viel eher wahrscheinlich: Nicht locken oder erfreuen, sondern schrecken und wehren sollte m. E. das Blasen auf den Luren bezwecken. Diese ganz andersartige Beurteilung der urgermanischen Lurenmusik bedarf natürlich der Stütze, wenn sie Anspruch erheben will, mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben als die erstgenannte von Almgren vertretene.

Es fehlt nun in der Tat nicht an Beispielen, die für die vorgetragene Ansicht von dem Abwehrzweck des Blasens ins Feld geführt werden können. Zunächst sei auf eine von Tacitus, Annalen I 28 überlieferte Begebenheit während des pannonischen Aufstandes des Jahres 14 n. Chr. hingewiesen. Damals verfinsterte sich der Mond, worüber die Soldaten in große Furcht gerieten. Und was taten sie? „Sie lärmten mit Erzklang und dem vereinten Schall von Hörnern und Trompeten", wie Tacitus berichtet. Nichts anderes sollte dieses Lärmen bezwecken, als die bösen Mächte, denen man die unheilvolle, gefahrdrohende Mondfinsternis zuschrieb, zu schrecken und zu verjagen. Noch die jüngste Neuzeit hat dieselbe Vorstellung bewahrt und greift in kritischen Zeiten zu demselben Abwehrmittel. So glaubt man, gefährliche Naturerscheinungen durch Lärm und lärmende Tonmusik vertreiben zu können. Das Gewitter wird im Böhmerwald gebannt durch Glockenläuten, Hornblasen, Böllerschüsse und Gewehrschüsse, die man gegen die Wolken richtet[4]). Gegen Hagel und Gewitter muß der Gemeindebeamte in Westböhmen

[1]) Vgl. über sie Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Artikel „Luren" und „Musik".

[2]) Vgl. Ebert a. a. O., Artikel „Kiwik".

[3]) Die schwedischen Felsbilder als religiöse Urkunden, S. 206; 295.

[3a]) Auch Wolfgang Schultz, Die religiöse und geistige Kultur der germanischen Bronzezeit (Jahresheft der Gesellsch. f. Anthropologie u. Urgeschichte der Oberlausitz III 1929 S. 111) vertritt eine ähnliche Auffassung, indem er mit Bezug auf unsere Abb. 3 sagt: „Der Baum wird von Lurenbläsern umstanden, sie blasen wohl das Wachstum herbei."

[4]) J. Schramek, Der Böhmerwaldbauer (= Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde XII 1915, S. 251).

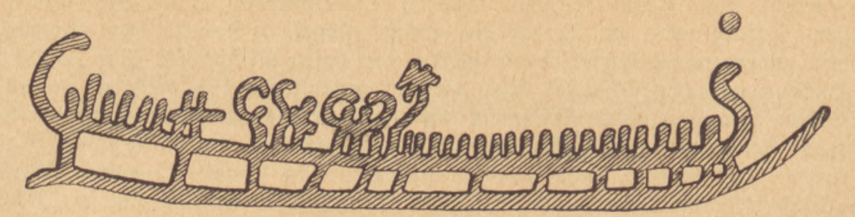


Abb. 1. Baltzer, Hällristningar Taf. 25—26, 5.



Abb. 2. Baltzer
Taf. 47—48, 9.

Abb. 3 (links)
Baltzer Taf. 57—58, 3.

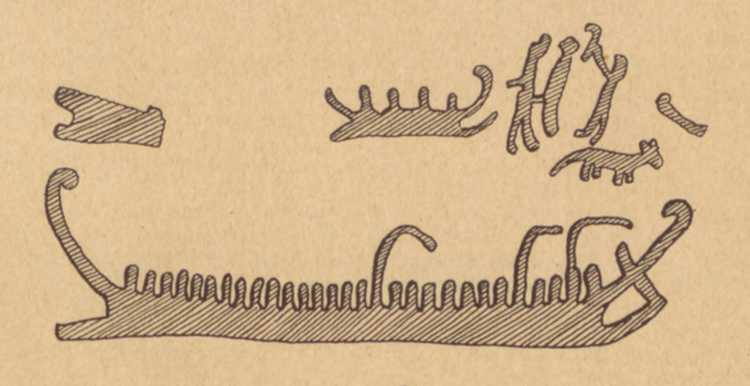


Abb. 4. Baltzer Taf. 53—54, 5.

(Grafenried) das Horn ertönen lassen[5]), in Österreich bläst der Hirte am „großen Freitag" und zu Georgi auf einem Hügel. Soweit der Hornruf im Umkreis gehört wird, sichert er die Herde vor bösen Mächten[6]). Die Zauberkraft des Blasens bewährt sich auch den „Hexen" gegenüber. Um diese zu vertreiben, knallt man in Bayern mit Peitschen, die mit recht viel Knoten versehen werden, damit der Knall verstärkt wird, während die Hirten von den umliegenden Triften mit ihren Hörnern und Schalmeien einstimmen[7]), in Franken werden die Hexen „ausgeblasen", indem man in der Walpurgisnacht mit Schalmeien aus Weidenrinde vor den verdächtigen Häusern bläst[8]). In Tirol bläst der Hirte bei dem „Ausbrennen" der Hexen oft auf dem Horn. Der ganze Raum, soweit man es hört, bleibt ein Jahr lang von Hexen verschont. In Sprottau (Schlesien) wird am Abend des zweiten Pfingstfeiertages mit Peitschen geknallt und mit allen Hirteninstrumenten getutet[9]). Sartori[10]) vermutet, daß überhaupt das hier und da noch übliche Hirtenblasen ebenfalls der Verscheuchung böser Mächte dient[11]). Auf dem „Bockhörndle" blasen in Oberbayern am Nachmittag des (Sommer-) Sonnenwendtages die Jungen; ebenso am Abend, wenn auf den Bergen an weit sichtbaren Stellen die Feuer angezündet werden. Desgleichen wird am Petritage getutet, wenn am Abend die Festfeuer brennen[12]).

Die angeführten Beispiele der Neuzeit, die für das Hornblasen unzweifelhaft Abwehrzweck erkennen lassen, sind geeignet, eine Brücke zu schlagen zu dem Lurenblasen der germanischen Bronzezeit. Es ist nämlich kaum anzunehmen, daß die Vorstellung von der geisterabwehrenden Wirkung des Horntutens im Menschen der Gegenwart vorhanden sein würde, wenn sie nicht schon in Urväterzeit lebendig gewesen wäre. Die Volkskunde und ihre Forschungsergebnisse hat in diesem Falle wieder einmal den Schlüssel zur Lösung einer Frage der schwedischen Felsbilder an die Hand gegeben.

---

[5]) John, Sitte, Brauch u. Volksglaube in Deutsch-Westböhmen, 1905, S. 98.
[6]) Zeitschrift f. österr. Volkskunde 13, S. 20.
[7]) v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 1863, S. 137.
[8]) Sartori, Sitte u. Brauch, II S. 273.
[9]) Drechsler, Sitte, Brauch u. Volksglaube in Schlesien, 1903—1905, I S. 132.
[10]) Sitte und Brauch, III S. 14.
[11]) Sartori erwähnt solches vom Ermland (Ostpreußen), Niedersachsen, Emsland, Westfalen.
[12]) Zeitschr. f. Ethnologie 21, 1889 (S. 22).

Die altgermanische Trommel und ihre Bedeutung.

Von W. Gaerte.

Auf einem Felsbild von Backa (Brastad) erscheint in sechsfacher Wiederholung eine seltsame Figur, die einer Sanduhr ähnlich sieht (Abb. 1)[1]). Sucht man zwecks einer sachlichen Deutung nach Vergleichsstücken, so wird man wohl m. E. auf gleichgestaltete Trommeln zurückgreifen können, die bei verschiedenen Völkern noch heute im Gebrauch sind[2]). Mit dieser Art Pauke hat man die im Bernburger Kulturkreise vorkommenden, der Steinzeit angehörigen Tongefäße von doppelkegelförmiger Gestalt zusammengestellt und auch als Trommeln gedeutet[3]). Solche Form auch bei den Felsritzern vorzufinden, kann nicht wundernehmen. Daß diese Pauken im kultischen Leben jener Zeit Verwendung gefunden haben, ist so gut wie sicher. Doch in welchem Sinne?

Genau wie die Luren des germanischen Bronzealters stellen sie ein stark lärmendes Musikgerät dar. Von diesem Standpunkt betrachtet, liegt es nahe anzunehmen, daß der Mensch jener Tage mit dem Paukenton dieselbe Vorstellung verbunden, denselben Zweck verfolgt hat, wie mit den Blashörnern und ihrem gell und schreckhaft tönenden Tuten[4]), nämlich um Geister zu schrecken und abzuwehren. Für diese Auffassung lassen sich aus der Volks- und Völkerkunde genügend stützende Belege anführen.

Es sei zunächst auf einige Beispiele hingewiesen, die dem nordisch-germanischen Gebiet entnommen sind.

Obrigkeitliche Anordnung setzte 1584 in Bergen (Norwegen) fest, daß kein Trommelschläger den Bräutigam auf den Kirchhof begleiten, auch kein Schuß dort abgefeuert werden dürfe. In Schweden wird 1686 untersagt, daß ein Brautzug mit Trommeln, Schüssen und allerlei ungeziemlichem Lärm sich der Kirche nahe[5]). Das beidemal erwähnte Zusammentreffen von Schießen und sonstigem Lärm, also charakteristischen Abwehrmitteln[6]), mit Trommeln läßt gar keinen Zweifel über die beabsichtigte geisterabschreckende Wirkung des Paukens aufkommen. Die Trommel blieb aber in Norwegen trotz jenes Verbots bei Hochzeitsfeierlichkeiten im Gebrauche. Am Schluß des 18. Jahrhunderts wird aus diesem Lande berichtet, daß „der Trommelschläger, lustig das Fell anklopfend, dem Zuge vorausreitet"[7]). Vor Paukenschlag hat der norwegische Bergtroll (böser Geist) Furcht und flieht vor ihm[8]). Sehr lehrreich ist besonders in diesem Zusammenhange die in Norwegen

[1]) Nach Baltzer, Hällristningar, Taf. 11—12, 4.
[2]) Zeitschrift für Ethnologie 25, 1893, S. 165 ff. — E. Krause.
[3]) Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa (Mannusbibliothek X 1913, S. 234); derselbe, Die Religion der Indogermanen (Mannusbibliothek XXXI 1923, S. 177, Abb. 219); Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Artikel „Trommel" und „Musik", Taf. 114. Ferner O. Seewald, Beiträge zur Kenntnis der steinzeitl. Musikinstrumente Europas, Wien, 1934, S. 59 ff.
[4]) Vgl. in diesem Heft S. 22 ff., W. Gaerte, Die Bedeutung der Luren.
[5]) Fr. Lund, Danmarks og Norges historie XI 55; Archiv für Religions-Wissenschaft IV 1901 S. 172 — Feilberg.
[6]) Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Artikel „Lärm".
[7]) Arch. f. Rel.-Wiss. VI 1901, S. 172.
[8]) Arch. f. Rel.-Wiss. IV S. 287, Anm. 1.



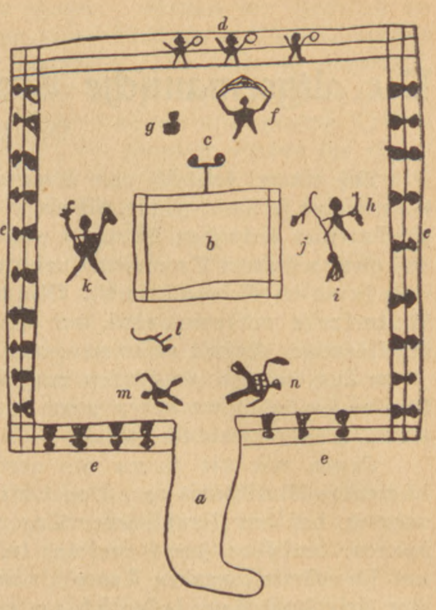


Abb. 2. Schurtz S. 37.

Schamanistische Krankenheilung bei den westlichen Eskimos.

a) Eingang der Hütte; b) Feuerplatz; c) Lampengestell; d) T r o m m l e r auf erhöhten Sitzplätzen; e) Zuschauer u. Freunde des Kranken; f) der Schamane, seine Beschwörungen beginnend; g) der Kranke; h) der Schamane, den Dämon (j) beschwörend, der mit dem Kopf des Kranken (i) durch eine Leine verbunden ist; k) der Schamane treibt den Dämon (l) aus der Hütte; m) und n) zwei Gehilfen des Schamanen, den Dämon vollends aus der Tür treibend.

Abb. 1 (links). Baltzer 11—12, 4.

weit verbreitete Erzählung von einem Bauer, der seinen Nachbarn, den Bergtroll, zur Kindtaufe einlud: „Des Bauern Knecht übernahm die Bestellung, den Troll einzuladen; damit war den Ansprüchen der Nachbarschaft und der Höflichkeit Genüge getan, aber zugleich hatte er dafür zu sorgen, daß der Troll aus eigenem Antrieb wegblieb und dennoch ein gutes Patengeschenk entrichtete. Der Knecht war schlau und ließ sich dahin vernehmen, daß sie vornehme Fremde erwarteten, den lieben Herrgott, St. Petrus und Jungfrau Maria. Der Troll meinte doch immer, er könne sich bescheiden in einen Winkel verstecken; da aber der Knecht erzählte, daß sie nach Trommelschlag tanzen sollten, wurde der Troll entsetzt und sagte gerade heraus, daß er nicht kommen könne; er sei vor kurzem zu Besuch bei einem seiner Freunde gewesen; auf dem Rückweg in der Morgendämmerung hätten sich schwere Wolken am Himmel versammelt, er wäre nach Hause geeilt, aber der Trommelschläger fing an zu spielen. An der Türe seines Hauses angekommen, warf ihm der Musikant seinen Trommelstock nach und schlug ihm das Schienbein entzwei; er wäre seitdem lahm geworden und würde sich wohl hüten, nochmals in die Nähe eines Trommelschlägers zu kommen. Der Troll gab ein gutes Patengeschenk und blieb zu Hause"[9]). Ähnliches erzählt eine Sage aus Schleswig-Holstein: „Auf dem Mellruper Felde, an der Landstraße nach Apenrade, liegt ein Grabhügel. Da kam eines Tages ein Mann vorüber, der nächster Tage Hochzeit geben wollte. Indem er vorbeifuhr, sprang ein kleiner Mann heraus und lud sich selbst zu der Hochzeit ein; er wolle auch ein Stück Gold zum Geschenk mitbringen, so groß als ein Menschenkopf. Dann solle er nur kommen, sagte der Bauer. Darauf fragte der Kleine, was es denn da für Musik geben werde. Der Bauer antwortete: „Pauken und Trommeln". Da bat der Kleine, sein Versprechen zurücknehmen zu dürfen; denn „die Trommelmusik könne er nicht vertragen" (Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder S. 289 Nr. 396).

In Deutschland (Baden) führt man bei den Fastnachtsumzügen Trommeln und andere Lärmwerkzeuge mit sich[10]). Im alten Indien wurde beim Sonnenwendfest, wo zur Zeit des längsten Tages die Geister besonders mächtig sind, Pauken geschlagen und mächtiger Lärm gemacht[11]). Die Medizinmänner Feuerlands führen stets eine mit Teufelsgestalten bemalte Trommel bei sich und schlagen sie am Bett des Kranken, um den bösen Dämon aus dem Körper auszutreiben[12]). Auch die schamanistische Krankenheilung bei den westlichen Eskimos verwendet Pauken (Abb. 2)[13]). Bei den Galibi-Indianern in Guyana läßt ein Medizinmann bei schwerer Geburt die Trommel ertönen, um den bösen Geist auszutreiben (Ploß-Bartels, Das Weib, 11. Aufl. III S. 40). Während des Niederkommens einer Niam-Niam-Frau (Afrika) trommeln dauernd die Freundinnen (Ploß-Bartels a. a. O. S. 49 Abb. 797). „Die Aaru-Insulaner (Malayen) verjagen die die Entbindung störenden und das Kind zurückhaltenden bösen Geister durch Trommellärm (Ploß-Bartels S. 53). Und der „Trommelschlag" bei Begräbnissen? Wird er nicht demselben Gedankenkreis entstammen wie das Trommeln bei den norwegischen und schwedischen Hochzeiten?

---

[9]) Arch. f. Rel.-Wiss. IV, S. 287. In dieser Erzählung spricht offenbar die Vorstellung des Trommelns als einer sinnfälligen Handlung des Gewittergeistes mit.

[10]) Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert S. 76.

[11]) Oldenburg, Religion des Veda, S. 494.

[12]) Tylor, Anfänge der Kultur II, S. 129.

[13]) Schurtz, Urgeschichte der Kultur, 1910, S. 34, dazu Abb. auf S. 37, woher unsere Abb. 2 genommen ist. Es handelt sich hier um tamburinartige Trommeln.

Als letztes Beispiel möge aus Mannhardt, Wald- und Feldkulte I S. 401 ein wendisches Maifest sehr alter Zeit angeführt werden: „Im 15. Jahrhundert hielten die wendischen Bewohner auf der Gabelhaide a. d. Sude (Mecklenburg) noch alljährlich im Mai einen festlichen Umzug um ihre Saatfelder; vorauf der Spielmann, der eine mit Hundsfell bezogene Pauke führte . . . Sie liefen und tanzten mit lautem Gesange an den Hufen hin und her und meinten, dadurch die Saat vor Schaden durch Regen und Gewitter zu schützen". In ähnlicher Weise wird auch schon der Altgermane der Bronzezeit seine Flurfeste begangen haben, nämlich als Umlauf der Ackergrenzen[14]) mit Trommeln und Trompeten.

[14]) Den Nachweis des Grenzumlaufes bei den alten Germanen werde ich in einer demnächst erscheinenden Schrift: W. Gaerte, Altgermanisches Brauchtum in nordischen Felsbildern, bringen.

Urnordische Hochzeit im Schiff.

Von W. Gaerte.

Von den schwedischen Felszeichnungen der Bronzezeit zeigen zwei einen bemerkenswerten Bildvorwurf, nämlich eine Hochzeit im Schiff (Abb. 1 u. 2)[1]. Das sich im Boot umarmende Liebespaar ist als solches deutlich erkennbar; die Frau trägt langes, anscheinend aufgelöstes Haar. Anzeichen für Bekleidung des Paares liegen nicht vor. Almgren hat sich bemüht, den Sinn der dargestellten Hochzeit zu erfassen und auf Grund späterer Überlieferung ähnlicher Vorgänge bei Volksfesten der Norweger, Estländer und anderer europäischer Völker (Karnevalsfeier) zu erläutern[2]. Seine Erklärung der Darstellung der Abb. 1 beschäftigt sich aber nicht mit dem neben dem Liebespaar im Boot befindlichen Personenbeiwerk. Almgren schreibt nur: „Von diesen (den Männern) tragen zwei Äxte, die übrigen Knüttel (oder vielleicht Schwerter?)"[3]. Man muß sich jedoch fragen, in welcher

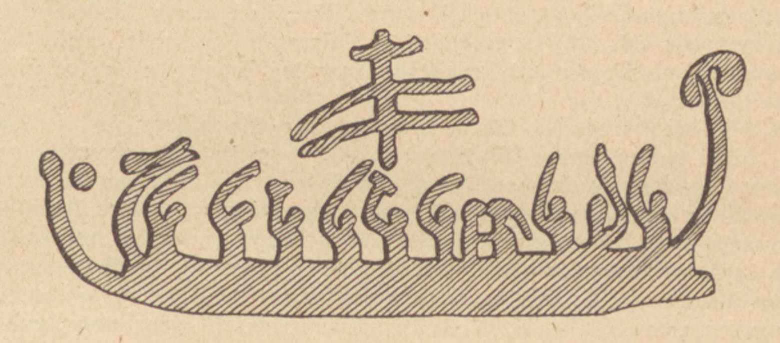


Abb. 1. Baltzer 57—58,2.

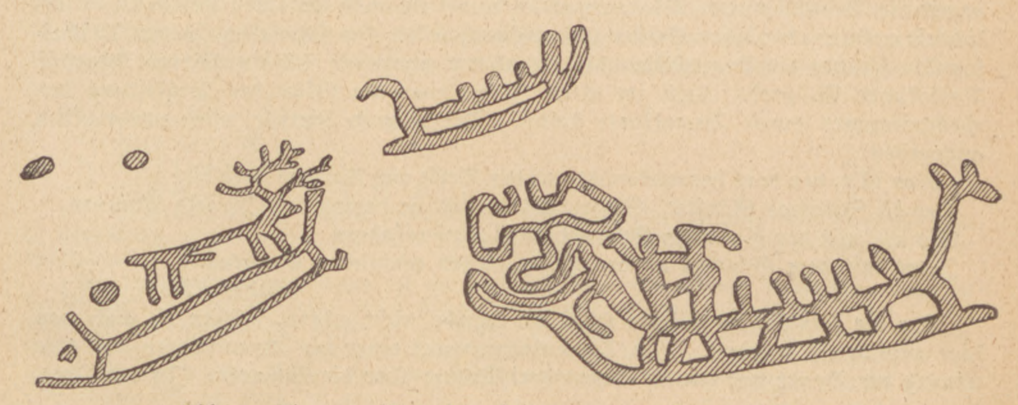


Abb. 2. Almgren, Nordische Felszeichnungen S. 76 Abb. 37.

[1]) Abb. 1; nach Baltzer, Hällristningar från Bohuslän, Taf. 57—58, 2. Fundort: Kalleby, Tanum; Abb. 2 nach Almgren, Nordische Felszeichnungen als relig. Urkunden 1934, S. 70 Abb. 37: Fo. Sandaker, Kirchspiel Näsinge, Bohuslän.

[2]) Almgren a. a. O. S. 70.

[3]) Almgren a. a. O. S. 9.

Beziehung diese Männer[4]) zum Brautpaare stehen, um den Sinn des Bildes in seiner Gesamtheit erklären zu können.

Zunächst stellen wir fest, daß die Nebenpersonen mit ihren Waffen — ob Knüttel oder Schwerter vorliegen, kann belanglos bleiben — in der Luft herumzufuchteln scheinen. Zwei Männer sind gegeneinander gekehrt und „kreuzen die Klingen". Was soll dieses seltsame Gebaren bedeuten?

Die Antwort auf diese Frage erteilt uns die Volkskunde, die über frühere und noch heute lebendige Hochzeitssitten Auskunft gibt.

Bis zum heutigen Tage ist im Volke die Vorstellung verbreitet, daß die Hochzeit als Übergangsform zweier Lebenszustände vor bösen Einflüssen geschützt werden müsse, damit sie glücklich vonstatten gehe. Übelwollende Geister sind gerade in dieser Zeit, wie der allgemeine Volksglaube besagt, am Werke, der Begebenheit Unheil und Nachteile zu bereiten. Aus diesem Gedanken heraus lassen sich die meisten der früheren und noch fortlebenden Hochzeitsgebräuche verstehen und erklären. Im wesentlichen kommt es darauf an, die bösen Geister zu verscheuchen. Hierzu werden und wurden die verschiedensten Mittel angewandt. Vor allem spielten Verteidigungs- und Angriffswaffen eine bedeutsame Rolle. Aus allen Ländern und von allen Völkern der Erde lassen sich Beispiele anführen. Hier zunächst einige Hinweise, die mit der Verwendung des Schwertes im Hochzeitsbrauch verknüpft sind.

Bei den Esten wird die Braut anläßlich der Einholung vor die Haustüre geführt; hier halten der Hochzeitsmarschall, der Bräutigamsvater und der Bräutigam über dem Haupte der Braut ihre Schwerter und gehen dreimal um sie herum[5]). Einer der beiden Begleiter des Bräutigams trägt auf der Kirchfahrt ein Schwert, „mit dem er die bösen Geister vom Wege vertreibt, welches dadurch geschieht, daß der Schwertträger öfter Lufthiebe ausholt"[6]). In Schweden war es üblich, daß Braut und Bräutigam bei dem Hochzeitsritt Schwerter trugen[7]). Hier und da tun besonders die Begleiter des Brautpaares das Ihrige, Zauber und Unheil abzuwehren. „Die Brautführer tragen mit Bändern gezierte Degen und führen damit die Braut bis zum Altar, angeblich damit sie nicht gestohlen werde, in Wirklichkeit wohl um die bösen Geister zu verscheuchen"[8]). In Schwaben, Baden, Mittelfranken schützen die Brautführer die Braut mit gezogenen Säbeln (Meyer, Deutsche Volkskunde S. 177). Auch im alten Israel war die Sitte der Begleitung des Hochzeitszuges durch Bewaffnete üblich. Der Grund hierfür wird ausdrücklich angegeben:

„Was ist's, das dort herauskommt aus der Trift wie Rauches Säulen?
Das ist Salomos Sänfte! Sechzig Mann um sie herum aus Israels Mannen,
Sie alle mit der Hand am Schwert im Kampf erfahren,
Jeder mit dem Schwert an der Hüfte wegen nächlichen Grauens."

(Hohes Lied 3, 6 ff.)

Da die feindlichen Mächte selbst die Kirche nicht achten, müssen sie auch von hier verscheucht werden. „In Rottenburg macht einer der Brautführer vor dem Einzug der Braut mit seinem Degen drei Kreuze über die Schwelle. In der Ober-

[4]) In der Abb. 2 erscheinen nur die sogenannten „Besatzungsstriche".
[5]) v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche der Esten, 1888, S. 218; 229; 232.
[6]) v. Schroeder a. a. O., S. 234.
[7]) Vgl. Brautkissen aus Schweden von 1810 (Nordische Welt, 3. Jahrgang, 1935, Heft 2. Abb. 9).
[8]) Sartori, Sitte u. Brauch, 1910, I. Teil S. 83; vgl. Anm. 12, wo Schrifttumsangaben sich vorfinden.

pfalz zieht der Hochzeitslader den blanken Degen, begleitet die Braut in den Stuhl und schlägt sie dort mit der Waffe auf den Rücken; dasselbe tut er, wenn sie an den Altar tritt"[9]). Bei den Wenden der Oberlausitz entblößten die Junggesellen sogleich nach der Trauung die Schwerter und „strichen in die Luft" (Samter, Geburt, Hochzeit, Tod S. 43). Das Schlagen des Rückens mit dem Degen ist auch vor Beginn des Mahles in Rötz (Oberpfalz) üblich[10]). „Anderswo werden die Degen über dem Platz der Brautleute in die Decke gestoßen"[11]).

Desgleichen ist das junge Paar im Brautbett erheblichen Gefahren von seiten böser Mächte ausgesetzt; in dieser am meisten kritischen Stunde müssen vornehmlich Schutzmaßnahmen getroffen werden. Das Schwert findet deshalb auch hier seine Verwendung. In Estland und Slawonien wird ein Degen in die Bettdecke gesteckt[12]). Während des ersten Beilagers mußte im Dithmarschen der älteste Schaffer das junge Paar mit einem Schwert oder Messer „bewritten"[13]).

Wie das Schwert spielte sicherlich seit urdenklichen Zeiten bei der Hochzeit auch das Beil als Schutzmittel eine bedeutsame Rolle. Seine allgemeine geister- und hexenabwehrende Verwendung bei den verschiedensten Anlässen hat sich noch im heutigen Volksleben erhalten[14]). Für den Gebrauch des Beiles im Hochzeitsritus zeugen Beispiele, die den Mordwinen entstammen. Wenn der Hochzeitszug kurz vor dem Hause der Braut hält, macht der „Marschall" mit einem Beil die Runde um sämtliche Fuhrwerke[15]). Dabei führt er bisweilen mit geschwungenem Beile Bewegungen aus, „als bahne er sich mit der Axt einen Weg durch den Wald. Dies entspricht den Lufthieben der estnischen Hochzeitsreiter"[16]).

Es ist allerdings nicht sicher, ob die auf der Felszeichnung der Abb. 1 geschwungenen Waffen in der Tat Äxte und Schwerter darstellen. Sie können auch als Hämmer und Keulen aufgefaßt werden. An der hier gegebenen Sinndeutung der Handlung ändert sich indessen dadurch nichts. Der Waffencharakter auch dieser Geräte läßt sie vielmehr zu Recht bestehen. Knüppel werden in Norwegen zur Vertreibung der Geister verwandt. In einem Segen wird gesagt, man soll am zweiten Weihnachtstage, d. h. dem nordischen Julfeste, dessen Charakter als Seelenfest unzweifelhaft ist, mit Knüppeln und Stangen unter Schränke und sonstige Möbel stoßen und schlagen und dabei sprechen: „Hinaus zur Tür, du Zwerg, herein Getreide und Kühe!"[17]). Auch der Hammer gilt heute noch als wirksames Gerät

---

[9]) Sartori a. a. O. S. 86/87.

[10]) Sartori S. 92.

[11]) Sartori S. 92, Anm. 4.

[12]) v. Schroeder a. a. O. 167, 172.

[13]) Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein u. Lauenburg, 1845, S. 519. Bewritten = ursprünglich „beschreiben", vielleicht mit Runen beschreiben = zaubern.

In diesem Zusammenhange ist es lehrreich, den Spruch der lappischen Zauberin kennenzulernen, welcher beim Beschwören des Schneegestöbers verwandt wurde: „Jetzt habe ich das Schwert der Lüfte in der Hand, und jetzt mußt du ein Ende auch mit dem Schneien machen!" Beim Sprechen dieser Zauberformel hielt sie einen Kuhschwanz in der Hand (P. Ravila, Reste lappischen Aberglaubens in Mémoires de la Société Finno-Ougrienne, Bd. 68, 1934, S. 35).

[14]) Vgl. Artikel „Axt" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (= Handwörterbuch).

[15]) In Estland umkreist der Schaffer die Wagenreihe mit geschwungenem Degen; v. Schroeder a. a. O. S. 102.

[16]) v. Schroeder S. 102. Vgl. oben Anm. 6.

[17]) Hessische Blätter für Volkskunde V S. 26 — Feilberg. Ein ähnlicher Brauch ist noch heute in Ostpreußen zu Silvester üblich.

für den Abwehrzauber. So gehen am Petritage (22. Februar) in Westfalen die Kinder mit hölzernen Hämmern von Haus zu Haus unter Beklopfen aller Räume. Das Unterlassen dieser Maßnahme würde Ratten-, Mäuse- und Raupenplage zur Folge haben[18]). „Nach allem erklärt sich die Zeremonie am einfachsten als eine Maßnahme gegen die der Fruchtbarkeit feindliche Macht, die in jenen Tieren repräsentiert erscheint"[19]). Daß der Hammer in der Tat auch im Hochzeitsritual der germanischen Völker eine Bedeutung gehabt hat, das beweisen die Felsbilder, wo ein sich umarmendes Liebespaar und daneben ein hammerschwingender einzelner Mann dargestellt sich vorfinden[20]).

Zur Bekräftigung der hier vorgetragenen Ansicht, die in Abb. 1 dargestellte waffenschwingende Bootsbesatzung als zauberkräftige Paladine des Ehepaars zu betrachten, seien noch einige Beispiele angeführt, woraus die Verwendung anderer Waffen als Schwert und Axt erhellt. Bei der altindischen Eheschließung schoß ein Brahmane Pfeile in die Luft mit den Worten: „Ich durchbohre das Auge der Geister, die um die Braut herumstreichen"[21]). Bei den Mandschu schießt der Bräutigam drei Pfeile auf die Vorhänge der Brautsänfte ab, bevor diese geöffnet werden[22]). „Wenn in Peking bei der Hochzeit die Sänfte mit der Braut ins Gemach gebracht ist, wird ein Sattel vor sie auf den Fußboden gelegt, worauf sich der Bräutigam, einen Bogen mit drei Pfeilen in der Hand, rittlings über den Sattel stellt und die Pfeile abschießt. Der Sattel, der Bogen und die Pfeile sind vorher gegen den Einfluß böser Geister durch Räuchern gefeit worden"[23]). Nachdem beide Brautleute ihre Einwilligung zur Eheschließung gegeben haben, schießen bei dem Indianerstamm der Nadowessier die Krieger ihre Pfeile über die Köpfe des Brautpaares hin[24]). Zu seiner und der Braut Sicherheit wirft bei den Betschuanen (Südafrika) der Bräutigam, bevor er die Braut holt, einen Pfeil in die Hütte[25]). Der Massagete hing seinen Köcher mit Pfeilen an den Wagen desjenigen Weibes, dem er beiwohnte (Herodot I 216).

Auch die Lanze spielt im Hochzeitsritual als Abwehrmittel eine Rolle. Auf Nias (Insel nahe bei Sumatra) „streckt der Häuptling bei der Hochzeit eine Lanze viermal zum Himmel, dann schwingt er sie viermal über die Braut"[26]). Mit einer Lanze geht der Brautführer bei den Mordwinen dreimal um den Hochzeitszug, indem er Flüche gegen bösen Zauber ausspricht[27]).

Mit Aufkommen der Pulverwaffe hat diese natürlich die Vorherrschaft vor den anderen Waffen im Hochzeitsbrauch erlangt und die altertümlichen Gattungen zurückgedrängt. In Norwegen schießt man auf dem Wege zur Kirche und auf dem

[18]) Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen II, 119.

[19]) Handwörterbuch, Artikel „Abwehrzauber" Sp. 149 — K. Beth. Man vgl. auch die Abwehrriten beim Todesfall durch Stöcke u. Hämmer: „Die Alyonkins schlagen die Wände des Sterbezimmers mit Stöcken, um den Geist auszutreiben, die Chinesen schlagen dabei mit einem Hammer auf den Fußboden" (Samter, Geburt, Hochzeit u. Tod S. 45).

[20]) Vgl. Baltzer Taf. 18—21 (vgl. Almgren a. a. O. S. 111, wonach unsere Abb. 3) u. Balzer Taf. 53—54,5 (in diesem Heft S. 23 Abb. 4).

[21]) Oldenburg, Religion des Veda S. 271; Winternitz, Altindisches Hochzeitsrituell, S. 60.

[22]) Folklore I 487.

[23]) Samter, Geburt, Hochzeit u. Tod S. 42.

[24]) Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit II S. 79.

[25]) Samter a. a. O. S. 43.

[26]) Samter a. a. O. S. 43.

[27]) Abercromby, Marriage customs of the Mordvins (Folklore I 445); Trawley, The mystic rose p. 324.

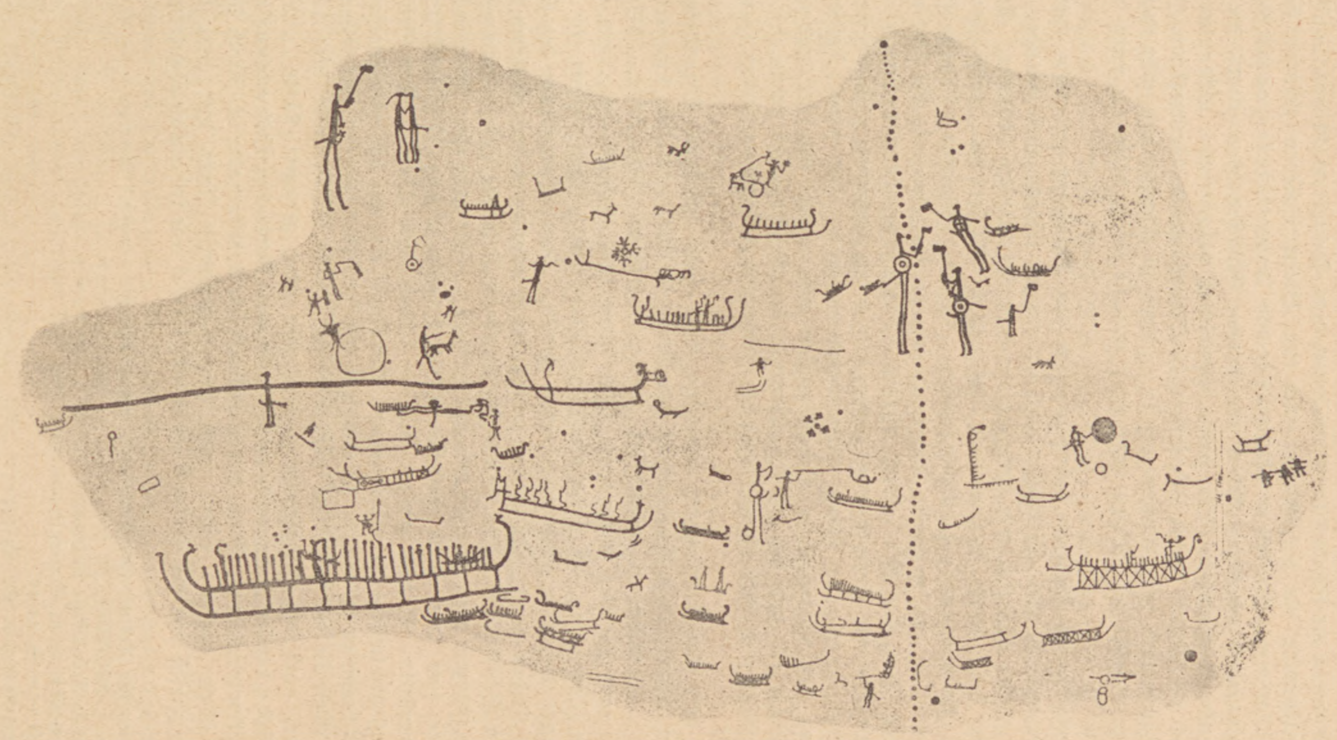


Abb. 3. Baltzer 18—21 (Umarmung, oben links).

Heimwege über den Brautzug, um Zauberei und Unheil zu verscheuchen[28]). Man schoß dort sogar in die Stube hinein, während das Hochzeitsmahl stattfand[29]). Um die Elben (Unholde) zu verscheuchen, die der Braut Schaden zufügen könnten, knallten in Norwegen Flinten und Pistolen in dem Augenblicke los, da sich die Leute vom Hochzeitsgebet erhoben. Einer von diesen Schüssen war scharf, die Kugel wurde Elbenkugel genannt. Die ganze Handlung nannte man „Brautweihe"[30]). Schießen bei Hochzeiten findet sich ferner in Nordbrabant, Neuengland, Italien, Korsika, Mazedonien und Montenegro[31]). „Auch in Deutschland gibt man beim Hochzeitszuge Schüsse ab: Wenn recht viel geknallt wird, heißt es, wird die Ehe glücklich sein"[32]).

Alle angeführten Bräuche lassen deutlich das Bestreben erkennen, das junge Ehepaar vor unheilvollen Einflüssen und Störungen seitens übelwollender Geister zu schützen, wobei man sich, wie dargelegt, mancherlei Waffen bediente. Erwähnt sei noch die bekannteste Erscheinung auf diesem Gebiet des Volkslebens, der sogenannte „Polterabend"; Peitschenknallen, Rasseln, Schießen, Töpfezerschlagen und anderer Lärm, der zu dieser Zeit in Übung ist, hat ebenfalls die Vertreibung böser Geister zum Zweck[33]). Daß dieselbe Vorstellung bereits vor mehr als 3000 Jahren bei den Urgermanen, denen die Felszeichnungen zuzuschreiben sind, geherrscht hat, kann uns somit nicht wundernehmen. In jenen Bildern mit Darstellungen der Hochzeit im Schiff müssen wir, wenn die hier vorgebrachte Deutung richtig ist, mit die ältesten Beweise für Geisterfurcht sehen, die unsere Urahnen erfüllte und ihre Handlungen bei wichtigen Lebensvorgängen maßgebend bestimmt hat.

Außer der Schiffsbesatzung bedürfen noch zwei weitere Einzelheiten der besprochenen Bilder einer Erläuterung, der Baum in Abb. 1 und die Fadenzeichnung in Abb. 2. Almgren beschäftigt sich mit letzterer gar nicht. Wolfgang Schultz[34]) sagt darüber folgendes: „Wir sehen zwei Schiffe: in einem, hinten, ein Paar in Begattung, die Frau durch den Haarschopf gekennzeichnet, im andern bloß in dünnen Umrissen angedeutet einen Hirsch. Vom Hintersteven des Schiffes flattern die Enden einer Fangschnur gegen die Erscheinung des Hirsches in dem angedeuteten Schiffe hin. Der Mann scheint einen Arm zur Schnur auszustrecken. Dieses Bild wurzelt noch ganz in der Fangkultur ... Es geht aber über sie hinaus, sofern dieses frei ins Boot gestellte Wild klärlich etwas Wirklichkeitsfernes, Gedachtes darstellt. Darauf weisen auch die schwächeren Linien. Der Sinn kann nur sein, daß die heilige, fruchtbringende Handlung sich auf das Hirschwesen selbst erstreckt; erscheint es zu Schiff, so muß das die Art sein, wie es aus seiner überwirklichen Welt in die wirkliche herüberreicht. Das Schiff stellt hier die Verbindung her, auch die Fangschnur, aber nicht eine gedachte Linie . . ." Daß Wolfg. Schultz die Fadenzeichnung mit in den Kreis der Betrachtung gezogen hat, ist anerkennenswert. Seine daran geknüpften Urteile halte ich jedoch für nicht stichhaltig, schon deshalb nicht, weil das Schiffsbild links mit dem darüber schwebenden Hirsch von der Hochzeit im Schiff formal wie inhaltlich abzutrennen ist.

---

[28]) Archiv für Religionswissensch. IV 1901, 170 ff. — Feilberg.
[29]) Arch. f. Rel.-Wiss. IV 172.
[30]) Arch. f. Rel.-Wiss. IV 279.
[31]) Samter a. a. O. S. 14.
[32]) Samter S. 44/45.
[33]) Sartori a. a. O. S. 71.
[34]) Die religiöse u. geistige Kultur der Bronzezeit (Jahreshefte der Gesellsch. für Anthropologie u. Urgesch. der Oberlausitz III Heft 2, 1929, S. 91).

Die andersartige Gestaltung der Zeichnung des Hirschbootes widerspricht der Annahme einer gleichzeitigen Anbringung und damit einer inhaltlichen Verbindung beider Schiffsbilder. So entfällt aber auch der Schluß, die Fangschnur stehe in Beziehung zum Hirsch im Boot. Eine solche liegt m. E. nur zur Handlung in dem Schiffe bzw. zu dem Schiffe selber vor, mit dem die Schlingenschnur zeichnerisch in Verbindung steht. Ich halte sie ebenfalls für ein Zaubermittel, um Schiff und Inhalt vor der Einwirkung böser Geister zu schützen[35].

Was den Baum anlangt, der in Abb. 1 über der Schiffsszene erscheint, so wird er wohl zweckmäßigerweise aus der Betrachtung und Sinndeutung des Beilagers auszuschließen sein. Eine sichere Beziehung zu der Hochzeitshandlung ist auf Grund des Bildes nicht festzustellen. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß noch heutigentags im Volksleben Bäume verschiedenster Art bei Hochzeitsbegehungen eine Rolle spielen. So werden vor das Brauthaus in Upland (Schweden) junge Tannen gesetzt, deren Äste mit Ausnahme des Wipfels abgeschnitten sind[36]. Das Pflanzen von „Maienbäumen" oder einem Paar Tännchen wird in Baden geübt[37]. Ein ähnlicher Brauch ist in Rumänien bekannt, wo eine Tanne oder Fichte gefällt und im Hofe des Hochzeitshauses aufgestellt wird[38]. Dasselbe geschieht bei den Kleinrussen, Ungarn, Albanesen und Kroaten[39]. Auch Japan kennt den Brautbaum im Hause des Bräutigams[40]. Da es sich in den meisten Fällen um immergrüne Bäume handelt, wird zu der Sitte des Baumpflanzens anläßlich der Hochzeitsfeierlichkeiten die Vorstellung geführt haben, die Fruchtbarkeit der vegitativen Natur auf das animalische Leben zu übertragen, da nach altem Glauben beides in Sympathiewirkung zueinander gebracht werden kann.

Die Frage, warum das nordische Urzeitpaar gerade im Schiff ihre Umarmung vollzog, dürfte aufs engste mit dem Problem zusammenhängen, welche Rolle das Schiff in Brauch und Sitte des bronzezeitlichen Bewohners Skandinaviens gespielt hat. Von Almgren[41] sind der letzteren Frage umfangreiche Erörterungen gewidmet worden, wozu er volks- und völkerkundliche Vergleiche in ausgedehntem Maße herangezogen hat[42]. Obgleich er aber die mannigfachsten Arten von Schiffsgebräuchen verschiedener Völker und Zeiten vorträgt, gelangt er doch nicht zu einem eindeutigen Urteil bezüglich des Sinnes der Felsbilderboote[43]. Über sie ist also das letzte Wort noch nicht gesprochen und das Schiffsproblem der Ritzzeichnungen vorläufig noch in Dunkel gehüllt[44].

---

[35]) Über die Bedeutung dieser Schnur werde ich in einer demnächst erscheinenden Schrift: W. Gaerte, Altgermanisches Brauchtum in nordischen Felsbildern, ausführlich sprechen.

[36]) Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter I 390.

[37]) Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert S. 270 f.; 310 f.

[38]) Sartori a. a. O. S. 66, Anm. 6.

[39]) Sartori a. a. O.

[40]) Anzeiger der ethnographisch. Abtlg. d. ungar. National-Museums 4. 136.

[41]) a. a. O. S. 70.

[42]) Leider hat sich Almgren bei diesen Untersuchungen verleiten lassen, die Blickrichtung zu stark auf den Orient zu nehmen. So sind denn auch manche Beurteilungen im Endpunkt m. E. verfehlt, z. B. wenn er sagt, daß mit der Ackerbaukultur „sich offenbar die zu deren Schutz im Orient ersonnenen Fruchtbarkeitsriten und die damit zusammenhängenden Vorstellungen" „wie eine Art Gebrauchsanweisung" „über Europa verbreitet haben" u. a. m. (S. 289).

[43]) Zu vergleichen sind die im übrigen sehr lehrreichen und bemerkenswerten Ausführungen Almgrens S. 18 ff. u. 190 ff.

[44]) Dieses Problem werde ich in der oben Anm. 35 angeführten Arbeit behandeln.

Vom Wesen nationalsozialistischer Sinnbilder.

Dr. Hans-Lüitjen Janssen, Königsberg Pr.

Seit dem 3. März 1933 ist durch einen Erlaß unseres verstorbenen Herrn Reichspräsidenten das Hakenkreuz neben der schwarz-weiß-roten Flagge zum Sinnbild des geeinten nationalen Deutschland geworden. Nicht umsonst wurde das Hakenkreuz zum Künder des Umbruchs der Zeitgeschichte, ist es doch ein Zeichen der Kraft, der Bewegung. Schon früher war das Hakenkreuz mehrfach Sinnbild einer großen nationalen Idee, die im Wohlstand des Vaterlandes und in seiner Freiheit ihr höchstes Gut sah.

Der Deutsche Turnerbund wählte als Zeichen für den Wahlspruch „frisch, fromm, fröhlich, frei" das Hakenkreuz. Man stellte die vier „F" in Form eines Hakenkreuzes zusammen. „Als im Wandervogel im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine deutsche Jugendbewegung erwuchs, wendete sich diese wieder den alten deutschen Überlieferungen zu." Das Hakenkreuz wurde ihr Sinnbild, und diese jungen Deutschen nahmen es mit in den Weltkrieg. Auf der Fahne des Freikorps Roßbach, einer der ersten Freiwilligenverbände, finden wir es nach dem Weltenringen wieder. Die Selbstschutzverbände führten es als Kampfzeichen. Unser Führer erhob es 1919 zum Sinnbild der nationalsozialistischen Bewegung. Der damalige Hauptmann Hermann Göring, unser jetziger Ministerpräsident von Preußen, und seine Getreuen trugen 1923 das Hakenkreuz am Stahlhelm. So läßt sich weiter eine Reihe von neuen Belegen für neuere Zeiten beibringen, doch auch in früheren Abschnitten deutscher Geschichte begegnen wir dem Hakenkreuz. Im Bauernkriege 1525 war das Radkreuz das Freiheitszeichen der Entrechteten.

In der Frühzeit des Christentums zeichneten es die ersten Christen an die Wände der unterirdischen „Katakomben" in Rom als Auferstehungszeichen in dem Wunsche nach Befreiung. Auch hier wurde aber das Hakenkreuz nicht zum ersten Male geschaffen. Als allgemeines christliches Sinnbild und Erkennungszeichen haben wir für diese Zeiten den Fisch anzunehmen. „Erst im 2. Jahrhundert werden als christliche Sinnbilder das Radkreuz und das Hakenkreuz gebräuchlich. Beide stehen gleichwertig nebeneinander, das Hakenkreuz überwiegt sogar." Die Geschichte des Hakenkreuzes aber ist viel älter.

Gesundes Erbgut und gesunde Vorstellungen setzen sich immer durch. So war auch die Kirche machtlos gegenüber der Zähigkeit alter Überlieferungen. Sie konnte diese nicht ausrotten und wandelte sie daher in ihrem Sinne um. Das Hakenkreuz wurde somit als Hinrichtungswerkzeug, an dem Christus gestorben ist, erklärt, trotzdem dieses Kreuz wohl T-förmig war. Wir finden diese Umpressung für die Kirche unbequemer Erscheinungen im christlichen Sinne ja darüber hinaus des öfteren.

Wann haben wir nun das erste Auftreten des Hakenkreuzes anzunehmen und wie denken wir uns seine früheste Entstehung und Geschichte?

Aus der jüngeren Steinzeit, einem Zeitalter, das in unseren Gegenden etwa von 3500—2000 v. Chr. dauerte, kennen wir eine ganze Reihe von Zeichen als Verzierungsmuster für einzelne Altertümer, vor allem bei Tongefäßen. Besonders

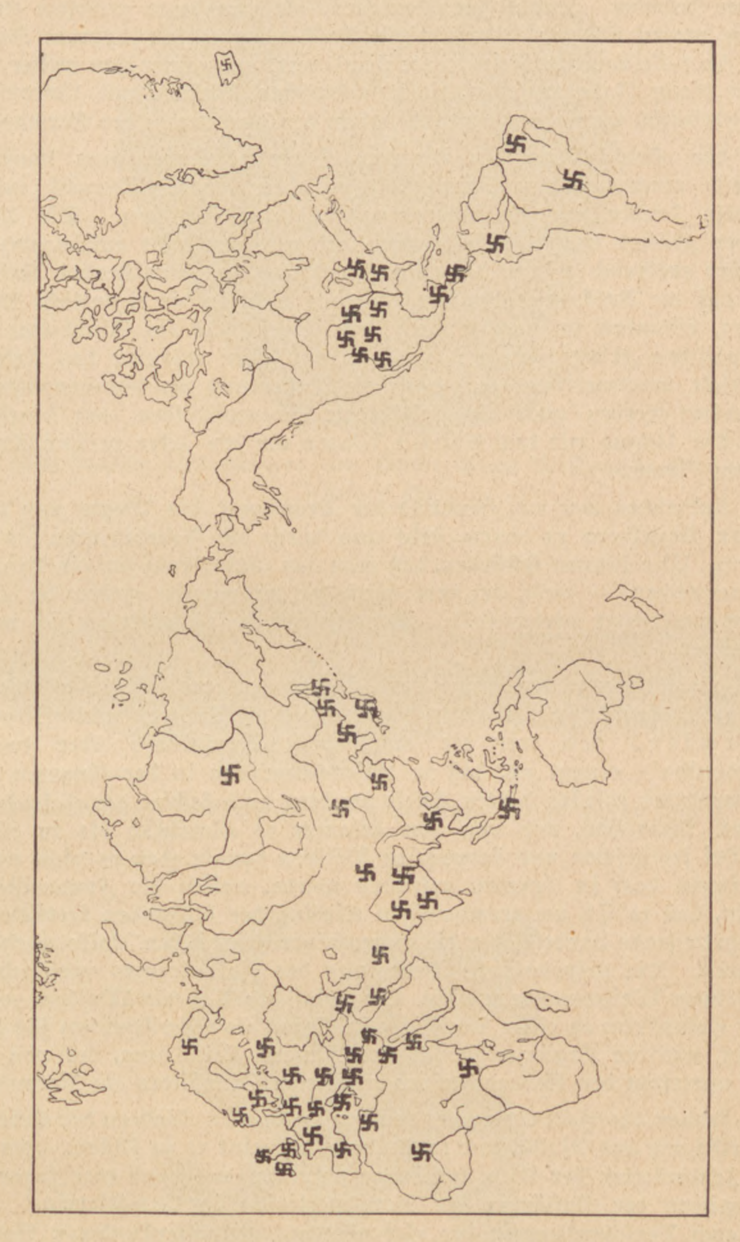


Abb. 1. Verbreitung des Hakenkreuzes auf der Welt.

(nach Lechler)

auffallend ist hier das Radzeichen, das sich u. a. auf einer Anzahl indogermanischer Altertümer befindet. Diese Indogermanen, die wir heute gewohnt sind, Arier zu nennen, waren für uns das mächtigste Volk während der jüngeren Steinzeit in Europa. Ihre Kultur hat viele andere überlagert, und wir wissen weiter, daß zwei Teilvölker dieser Indogermanen, die in nordischen Ländern und Nordwestdeutschland ureinheimisch waren, entscheidend mit in der Ahnenreihe der Germanen stehen.

Auf den Grabgefäßen der jüngeren Steinzeit findet man häufig Kreismuster mit eingezeichneten Kreuzen. In einer großen Anzahl von Fällen haben diese Zeichen die Bedeutung von Lebenssinnbildern. Die Verzierung kreisrunder Flächen durch ein Radmuster und zwei senkrecht aufeinander stehende Durchmesser entsprach in der damaligen Zeit ganz der herrschenden Stilrichtung. Dadurch, daß die Radkreuzzeichen des Nordens nicht in die eigentliche Verzierung eindringen, bekunden sie noch deutlich ihre Eigenschaft als Sinnbilder. In den nordeuropäischen Felszeichnungen aus späteren Zeiten erscheint das Radkreuz unzählige Male vereinzelt und hat dann die Bedeutung als Sonnenzeichen. Diese Sonnenzeichen werden auch als goldbelegte Sonnenscheiben von einem Pferde gezogen. Der Umzug mit dem heiligen Wagen um den Acker versinnbildlichte den Umlauf der Sonne.

Das Radzeichen war ein Sinnbild der Bewegung, des Weges zum Licht. In allerengster Beziehung zu diesem steht nun durch die Jahrtausende hindurch das Hakenkreuz. Wir können feststellen, daß man das Hakenkreuz für ein Kreuz — also ein Sonnenzeichen — hielt, bei dem durch die angefügten Haken die Bewegung der Sonne angedeutet werden sollte. Das Hakenkreuz ist somit ein sich bewegendes Sonnenzeichen.

Das Gebiet, aus dem auf dem Boden unseres Erdteiles die ältesten Hakenkreuze bekannt sind, ist das Land zwischen Böhmen und Siebenbürgen. Jörg Lechler, dem wir die wohl beste Darstellung über das Hakenkreuz verdanken[1]), nimmt an, daß in diesen Gegenden in der jüngeren Steinzeit Südindogermanen gesessen hätten. Diese brachten nach Lechler das Hakenkreuz dann später nach Kleinasien, und von hier gelangte es allmählich bis in ostasiatische Lande. Bei semitischen und ägyptischen Völkern konnte man es nicht nachweisen. Wo es einmal doch in Ägypten gefunden wurde, weisen die Fundumstände stets darauf hin, daß es sich um fremdartigen Einfluß der blühenden kretischen Kultur des 2. Jahrtausends handelt oder die Gegenstände griechischen Volksangehörigen zu eigen waren. Die ursprüngliche Bedeutung des Hakenkreuzes verschiebt sich oft auch bei seinem Weiterwandern nicht. Ein Erlaß der Kaiserin Wu (um 700 n. Chr.) führt das Hakenkreuz in einer Kreislinie in China als Schriftzeichen für das Wort Sonne ein, und der Ergänzungserlaß des Kaisers Tai Tsung, der von 763—779 herrschte, untersagt den Gebrauch eines erhabenen Sinnbildes als Ziermuster.

Wir kennen das Hakenkreuz aus den verschiedensten Ländern der Erde (Abb. 1), aus Amerika wie aus Afrika, nur in Australien scheint es zu fehlen. „Es tritt uns auf den Zauberketten der Medizinmänner entgegen und wird hier sogar zum Erkennungszeichen der Anhänger der Sonnenreligion in Neu-Mexiko." Vielfach kommen auch Verschmelzungen des Hakenkreuzes mit offenkundigen Sonnensinnbildern vor, so beispielsweise auf Spinnwirteln aus Troja oder keltischen Bildsteinen aus Schottland.

---

[1]) J. Lechler, Vom Hakenkreuz, 2. Aufl., Leipzig 1934.



Abb. 2. Westgermanische Mäanderurne von Fohrde, Kreis Westhavelland, Brandenburg (2. Jahrh. n. Chr.).

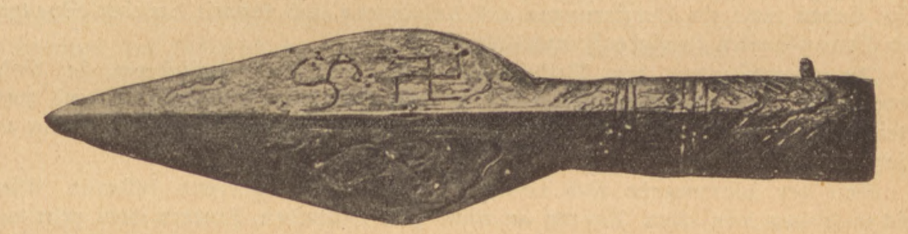


Abb. 3. Ostgermanische Lanzenspitze von Müncheberg, Kreis Lebus (350 n. Chr.).

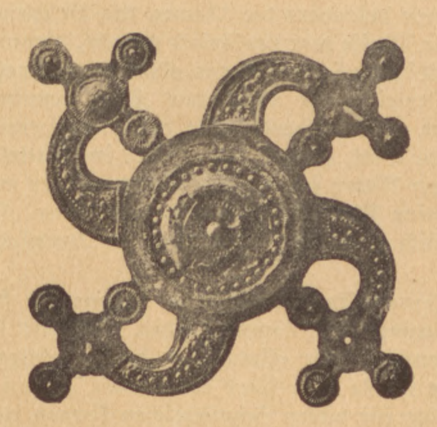


Abb. 4. Silberne Gewandhafte in Hakenkreuzgestalt von Häven, A. Brüel, Mecklenburg (4. Jahrh. n. Chr.).

Doch wieder zurück zu Deutschland. Seit der Bronzezeit (die vorgeschichtlichen Zeiten teilt man nach dem hauptsächlichsten Werkstoff in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit ein), also seit etwa dem 2. Jahrtausend v. Chr. kennen wir eine Reihe von Einzelvölkern, die in deutschen Landen wohnen. Das wichtigste waren für uns die Germanen, die auf ihrem Siegeszuge um 300 v. Chr. Mitteldeutschland, seit 150 v. Chr. Süddeutschland und in den nachchristlichen Jahrhunderten durch eine Anzahl ihrer Teilvölker weite Gebiete Europas besetzt halten.

Bei diesen Germanen entwickelt sich das Hakenkreuz immer mehr zum Heilszeichen, zum Sinnbild des Lichten, des Göttlichen. Wir kennen es von den germanischen Felszeichnungen in Schweden und finden es auf Schmuckdosen und Messern der germanischen Bronzezeit, und zwar tritt es uns hier in abgerundeter, meist in Spiralen endigender Form auf den Denkmälern entgegen.

An der Zeitenwende werden die Funde mit Hakenkreuz auf germanischem Gebiete dann sehr zahlreich. Vor allem die Goten und Wandalen, die ja besonders für die Geschichte des deutschen Ostens eine so entscheidende Rolle gespielt haben, verwenden es als Verzierungsmuster wieder außerordentlich oft, und auch andere ostgermanische Stämme kennen es (Abb. 3). Wir finden es auf ihren Lanzenspitzen, und zwar rechts- und linksläufig. Hakenkreuze auf Grabgefäßen (Abb. 2) dienten oft zur Abwehr unheilbringender Mächte und waren darüber hinaus u. a. „Auferstehungszeichen".

Auf „Amuletten" der Völkerwanderungszeit erscheinen häufig Hakenkreuze. Wir finden diese als Verzierungen auf Anhängern und kennen daneben Spangen und Gewandhaften in Hakenkreuzgestalt (Abb. 4).

In Gegenständen der Volkskunst finden wir das Hakenkreuz in dieser Bedeutung. Auf russischen Ostereiern werden Hakenkreuze dargestellt, und zwar bezeichnenderweise gerade auf diesen, da das Ei als Sinnbild der Auferstehung angesehen werden muß.

Seit der Zeitenwende sind uns germanische Runenschriften bekannt. Diese Zeichen dienen von allem Anfang an nicht zum Schreiben, sondern dem geheimen Wissen und der aus ihm hergeleiteten Zaubermacht. Schon der Name Runen, der mit „raunen" zusammenhängt, weist darauf hin.

Neben Hakenkreuzen und anderen Heilszeichen finden sich auf den ostgermanischen Speerspitzen besonders die Namen des Besitzers oder ein Zauberwort eingeritzt (Abb. 3). Die Waffe war persönlich gedacht, diente sie doch dem germanischen Krieger zur Verteidigung seines Lebens. Eine große Kraft ruhte in ihr, und die mußte man sich zur Verteidigung gegen den Feind zunutze machen. Man bat Wodan, den Runengott, um Beistand. Mit den runenverzierten Speeren weihte man den Krieger seinem Gott, so wie man später im Mittelalter mit der heiligen Waffe den Knappen zum Ritter schlug. Der Runenmeister war Kultredner, Wahrsager und Zauberer. Seine Weisheit verdankte er Wodan. So haben die einzelnen Runenzeichen ursprünglich nicht die Bedeutung von Buchstaben, sondern ein tiefer Sinn ruht in ihnen.

Die S-Rune des Jungvolks, die doppelte S-Rune der S. S. hat eine hervorragend magische Bedeutung. Sie kommt in den Schriften häufig allein vor und bedeutet soviel wie Sonne, klarer Himmel, d. h. urwüchsige Kraft, die erbgesund und daher fest ist. Die älteste Schriftart kennt diese Rune in eckiger Ausführung. Als bisher ältesten Beleg für dieses Schriftzeichen kennen wir eine gotische eiserne Speerspitze von Kowel in Wolhynien, die in das dritte nachchristliche Jahrhundert gehört.

Die O-Rune, die soviel wie ererbter Besitz bedeutet, hat heute für den Bauern wieder neue Bedeutung erhalten; man schützt seinen Grund und Boden, denn dieser ist für ihn odal, d. h. ererbter Besitz. Dieses Runenzeichen kommt zum ersten Male bei einem südgermanischen Stamme, wahrscheinlich den Markomannen, vor, und zwar bereits im 1. Jahrhundert v. Chr. Altnordische Schriftdenkmäler der Wikingerzeit kennen die Odals-Rune in einer runden Form; die Bedeutung bleibt dieselbe. Im altenglischen Beowulfliede steht die éthil- (d. h. odal-) Rune allein für das Wort Besitz. Nicht unerwähnt bleiben darf in diesem Zusammenhange, daß in den Schriftdenkmälern gemeinsam mit der Odals-Rune auch Hakenkreuze auftreten. Ein besonders schönes Beispiel dafür ist ein goldener sogenannter Brakteat, ein münzartiger Hängeschmuck von Darum in Jütland, der in das 6. Jahrhundert n. Chr. gehört. Auf der Runeninschrift dieses Zierstückes erscheint die Odals-Rune neben dem Hakenkreuz. Man stellte das Eigentum unter den Schutz der Götter, ein Beweis für die heilige Bedeutung des ererbten Besitzes in damaliger Zeit. Wir wissen, daß die Besitzverhältnisse in dieser frühgermanischen Zeit die germanische Odal-Allodverfassung regelte. „Der Odalsinhaber war der Adelbonde oder auch Edilmann genannt; seine Edelfrau hieß Adelkone, Adelgunde; die Versammlung der Adelbonden oder Adelsbauern war das Adelthing.“ [1])

So sind die Sinnbilder der nationalsozialistischen Bewegung, das Hakenkreuz, die S-Rune des Jungvolks, die O-Rune, die soviel wie Erbgut bedeutet, seit uralten Zeiten Zeichen für Kraft und für Leben, d. h. Bewegung, gewesen. Sie haben ihre ursprüngliche Bedeutung nicht verloren und erleben heute am Beginn eines neuen Abschnittes der Zeitgeschichte eine bedeutungsvolle Auferstehung.

[1]) Eine kurze volkstümliche Schrift über die Runen kommt in einigen Wochen, von Prof. W. Krause verfaßt, heraus.

II. Fundberichte.

Ein Hügelgrab mit Steinplattenkiste auf den Kernsdorfer Höhen (Ostpreußen).

Mit einer Abbildung.

An den Hängen der Kernsdorfer Höhe war östlich des Dorfes Peterswalde (Kreis Osterode) vom Kreispfleger Dr. Baumhauer ein Steinhügel festgestellt worden, der dem äußeren Anschein nach ein Hügelgrab, möglicherweise aber auch



Abb. 1.

ein Lesesteinhaufen sein konnte, obwohl die Größe des auf einer natürlichen Hügelkuppe liegenden Hügels (14 Meter Durchmesser bei 1,5 Meter Höhe) mehr für eine Grabanlage sprach. Da der Besitzer Krogoll den Hügel abzutragen wünschte, um das Land zu beackern, wurde er gemeinsam mit Dr. Baumhauer unter Beteiligung seiner vorgeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft Anfang Juni v. J. vom Prussia-Museum untersucht. Er erwies sich als ein aus Kopfsteinen und größeren Blöcken mit Erdzwischenlagen aufgeschütteter Steinerdehügel, in dessen Südhälfte eine von Nord nach Süd gerichtete, aus großen, teilweise künstlich gespaltenen Steinplatten aufgerichtete Steinkiste von 5 Metern Länge, 1,3 Metern Breite und 1 Meter Höhe eingebaut war. Die riesigen Steinplatten, mit denen die Kiste ehemals abgedeckt gewesen sein muß, waren schon bei einer früheren Raubgrabung teilweise

abgehoben und beiseite gewälzt worden, das Innere der Kiste jedoch ziemlich ungestört. In dem langen Gange war die Asche von ungefähr 20 Toten beigesetzt. Im ältesten Teil der etwas in den gewachsenen Boden eingetieften Steinkammer hatte man die verbrannten Knochen auf der Bodenfläche ausgebreitet, seltener in Urnen beigesetzt. In der Mitte der Kammer hatte man auf einem Pflaster aus kleinen Steinplatten zahlreiche mit Leichenbrand gefüllte Gefäße in drei Stockwerken übereinandergebaut, an ihrem Südausgang stand nochmals eine Gruppe von Urnen. Wenngleich Metallbeigaben völlig fehlten, so war doch auf Grund von Grabbau und Gefäßform (rundbodige Vasen und Schalendeckel vom Typus der Gesichtsurnenkultur) festzustellen, daß sämtliche Bestattungen dem gleichen Zeitraum der frühen Eisenzeit, d. h. der letzten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends, angehört haben. Die ostpreußischen Hügelgräber mit langer gangförmiger Plattenkiste vom Typus IV (vgl. Mannus Erg. Bd. VIII, S. 47) sind den Steinkisten der weichselländischen Gesichtsurnenkultur gleichaltrig und vermutlich aus diesen herzuleiten. Das Steinkammerhügelgrab von Peterswalde ist ihr bisher am weitesten nach Südwesten zu vorgeschobener Vertreter. Wenige Kilometer weiter westlich (Abbau Peterswalde, nahe Gr.-Nappern) scheinen schon unterirdische Steinkisten der reinen Gesichtsurnenkultur vorzukommen. Die Steinplattenkiste von Peterswalde ist also nach unseren heutigen Kenntnissen als weit nach Südwesten zu vorgeschobener Ausläufer der altbaltischen Hügelgräberkultur der frühen Eisenzeit anzusehen und liegt hart an der Ostgrenze der frühgermanischen Gesichtsurnenkultur, zu der vermutlich noch ein etwas weiter nördlich bei Seubersdorf (Kreis Osterode) gelegenes, jedoch noch nicht näher untersuchtes Gräberfeld gehört. Da nach dem Befund in der bisher untersuchten Westhälfte des Peterswalder Hügelgrabes Nachbestattungen außerhalb der Steinkiste nicht mehr zu erwarten waren, wurde auf eine Abtragung der Osthälfte verzichtet. Diese soll vielmehr zusammen mit der wohlerhaltenen Steinkiste geschützt und als Kulturdenkmal unserer nationalen Vorzeit dauernd erhalten werden. Es ist unbedingte nationale Pflicht, daß jedes der heute noch vorhandenen ostpreußischen Hügelgräber unter amtlichen Schutz gestellt wird und für die Nachwelt erhalten bleibt, bzw. nach der Untersuchung wieder ausgebaut wird; sonst werden künftige Geschlechter überhaupt keine lebendige Anschauung von diesen großartigen Vorzeitdenkmälern, deren weitaus größter Teil heute schon vernichtet ist, gewinnen können.

C. Engel.

Ein wandalisches Gräberfeld bei Bartkengut (Kreis Neidenburg).

Die bisher bekannten Gräberfelder der sogenannten Soldau-Neidenburger Kulturgruppe aus der Zeit um Christi Geburt lagen sämtlich in dem heute an Polen abgetretenen Soldauer Gebiet. Nur ein einziges, das von Heydeck 1896 untersuchte Gräberfeld von Taubendorf, wird von der neuen Grenze derart geschnitten,



Abb. 1.

daß es heute zur Hälfte auf deutschem, zur Hälfte auf polnischem Boden liegt. So war es eine besondere Überraschung und Freude, als bei den Ende Mai v. J. vom Prussia-Museum auf dem Acker des Besitzers Bromberg vorgenommenen Grabungen ein weiteres der wandalischen Gruppe zugehöriges Gräberfeld festgestellt werden konnte. Seiner Lage nach hält es sich durchaus im Rahmen der bisher bekannten Grenze zwischen gotischer und wandalischer Kultur, erweitert jedoch den bisher im Südzipfel des Kreises Neidenburg festgestellten wandalischen Siedlungsraum ein gutes Stück nach Osten zu.

Das Gräberfeld liegt auf einer deutlich aus dem Gelände hervortretenden sandigen Höhenkuppe, die teilweise mit Wald bestanden ist, und zwar — den bisherigen Ermittlungen nach — hauptsächlich auf ihrem Nord- und Nordostabhang; allem Anschein nach besitzt es eine erhebliche Ausdehnung, scheint jedoch sehr ungleichmäßig dicht mit Bestattungen belegt zu sein. Untersucht wurde nur ein kleiner, durch die Anlage einer Grandgrube gefährdeter Teil des Feldes, auf dem 20 Gräber geborgen werden konnten.

Überaus bezeichnend für die wandalischen Gräber sind die zahlreichen Beigefäße, mit denen fast jede Beisetzung ausgestattet ist. Auf den am dichtesten belegten

Teilen des Gräberfeldes liegen die Gräber gewöhnlich zwei bis vier Meter auseinander. Sämtliche Beisetzungen enthalten Brandgräber; Körperbestattungen fehlen vollständig. Meist sind die Brandknochen in der Mitte einer ovalen, rund 2 Meter langen und 1½ Meter breiten Brandgrube beigesetzt; zur einen Seite des Knochenhäufchens hat man die Holzkohlen und Aschenreste des Scheiterhaufens geschüttet, auf dem der Tote verbrannt worden war; auf der anderen Seite stehen — meist umgestülpt, nicht selten auch schräg auf die Seite gelegt — drei bis fünf Beigefäße, in denen man vermutlich dem Toten Wegzehrung auf den Scheiterhaufen gesetzt hatte. Die meisten dieser Gefäße sind daher vom Feuer stark ver-



Abb. 2.

zogen oder sogar verschlackt. Nicht selten ist auch ein größeres Gefäß mit umgekehrter Öffnung über das Leichenbrandhäufchen gestülpt (Abb. 1—2), vereinzelt der Leichenbrand in einer Urne beigesetzt, die dann mit einem zweiten Gefäß bedeckt wurde.

Auf Grund der Beigaben (besonders Augenfibeln) gehören die bisher untersuchten Gräber dem letzten Drittel des 1. und der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. an. Es fehlen ihnen daher die für die „spätlatènezeitlichen" Wandalenfriedhöfe des 1. Jahrh. v. Chr. so kennzeichnenden Waffenbeigaben. Dennoch war die Bevorzugung eiserner Schmuckbeigaben gegenüber den Bronzebeigaben der gotischen Gräber unverkennbar. Übrigens sind Beigaben — wie überhaupt in diesem Zeitabschnitt — recht spärlich und finden sich nur in Form von eisernen Gürtelschnallen und Messern, Bronze- oder Glasperlen und bronzenen Fibeln. Auch die Gefäße (Abb. 3) unterscheiden sich zwar nicht grundsätzlich, jedoch deutlich von der Spätlatène-Keramik der Soldau-Neidenburger Gruppe.

Von besonderem Belang ist die Feststellung, daß eines der untersuchten Gräber noch von Resten eines aus großen Steinblöcken aufgetürmten Steinkranzes umgeben war, wie sie noch vor einem halben Jahrhundert alle wandalischen Friedhöfe weithin sichtbar schmückten. Es kann also an der Richtigkeit der Angaben von Hollack und Töppen über die im Südteil der Kreise Osterode und Neidenburg früher so häufigen oberirdischen „Steinringe" kein Zweifel mehr bestehen. Leider

ſind die rieſigen Steinkränze, die nach Ausſagen älterer Ortseinwohner als gewaltige Blockringe noch vor 50 Jahren den Gräberberg ſchmückten und ſeine Beackerung verhinderten, inzwiſchen reſtlos geſprengt und für den Bau von Straßen, Scheunen und Wohnhäuſern verwendet worden. Das Gräberfeld von



Abb. 3.

Bartkengut bietet ſomit ein anſchauliches Beiſpiel für die einſtige Großartigkeit unſerer vorgeſchichtlichen Denkmäler, deren wirkungsvolle oberirdiſche Kennzeichen durch den Unverſtand früherer Geſchlechter heute faſt reſtlos zerſtört ſind. Nur in den Wäldern des an Vorzeitfunden ſo überaus reichen, uns widerrechtlich entriſſenen Soldauer Gebietes ſollen noch heute einige der großen Blockkränze erhalten geblieben ſein, vorausgeſetzt, daß nicht auch ſie inzwiſchen dem Steinhunger unſeres Zeitalters zum Opfer gefallen ſind. C. Engel.

III. Aus der Werkstätte der vorgeschichtlichen Forschung.

Moorfunde, ihre Bergung, Auswertung und Bedeutung.

Mit 3 Abbildungen.

Von Dr. H. Groß, Allenstein.

Mit der Steigerung der Torfgewinnung und mit der Zunahme des Urbarmachens der Torfmoore wächst die Zahl der vorgeschichtlichen Moorfunde seit einiger Zeit beträchtlich; auch beim Bau der Reichsautobahnen werden öfters Moore angeschnitten und wertvolle Funde geborgen. Diese Moorfunde haben heute erhöhte wissenschaftliche Bedeutung, da die neuzeitlichen Arbeitsweisen der Moorgeologie eine viel bessere Auswertung dieser Funde als bisher ermöglichen.

Die wichtigste moorgeologische Untersuchungsart ist heute die Pollenanalyse. Es ist schon lange bekannt, daß in den meisten Torfarten und im Seeschlamm (Gyttja) die Blütenstaubkörner (Pollen) unserer wichtigsten waldbildenden Bäume, einiger Sträucher und verschiedener Kräuter tadellos erhalten sind (Abb. 1). Mit einem schwedischen Torfbohrer (Kammerbohrer) entnimmt man einem Moorquerschnitt in genügend dichten Abständen Proben. Jede wird im Laboratorium mit 10prozentiger Kalilauge kurz aufgekocht und eine Mischprobe davon

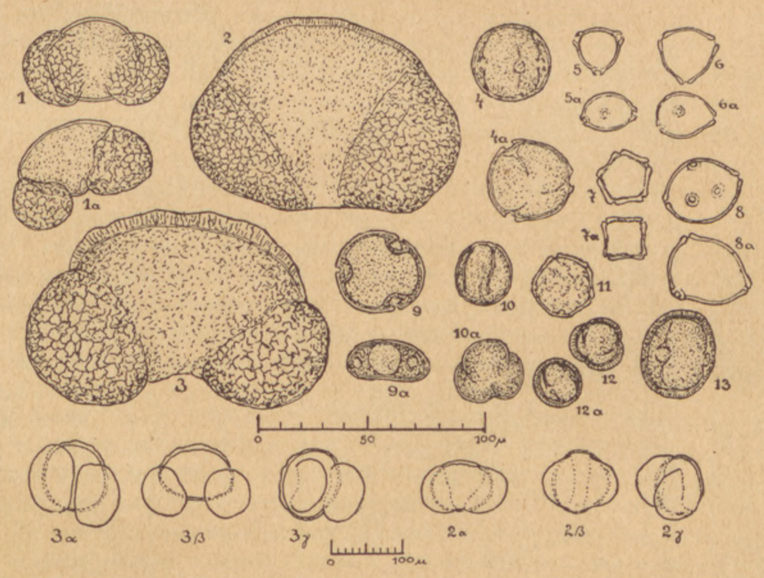


Abb. 1. Die wichtigsten subfossil vorkommenden Pollenkörner: 1. Kiefer (Pinus), 2. Fichte (Picea), 3. Tanne (Abies), 4. Rotbuche (Fagus), 5. Birke (Betula), 6. Hasel (Corylus), 7. Erle (Alnus), 8. Weißbuche (Carpinus), 9. Linde (Tilia), 10. Eiche (Quercus), 11. Ulme (Ulmus), 12. Weide (Salix), 13. unbestimmter Pollen. Nach Rudolph und Firbas aus H. Walter Einführung in die allg. Pflanzengeographie Deutschlands. Fischer, Jena, 1927.

mit Zusatz von etwas Glyzerin bei etwa 200facher Vergrößerung untersucht. Mit Zuhilfenahme eines Kreuztisches zählt und bestimmt man 150—200 Baumpollen und die darauf entfallenden Blütenstaubkörner von Hasel, Weiden und Heidesträuchern. Man berechnet dann für die einzelnen Pollenarten ihren Anteil in Prozenten der Baumpollensumme und erhält so für jede Probe ein Pollenspektrum. Mit Hilfe der vom Begründer dieser Methode, dem schwedischen Staatsgeologen Professor Dr. L. von Post, eingeführten Signaturen (die in Deutschland z. T. etwas abgeändert worden sind, Abb. 2) stellt man diese Spektren graphisch dar und erhält durch ihre Verbindung ein Pollendiagramm (Abb. 3).

Der Vergleich solcher Diagramme läßt auch in einem recht ausgedehnten Gebiet deutliche Übereinstimmungen im Verlauf der Pollenkurven erkennen, die für die zeitlich verschiedenen Schichten ganz bestimmte Kennzeichen liefern. Die relative Zeitskala dieser Pollendiagramme muß nun in eine absolute umgewandelt

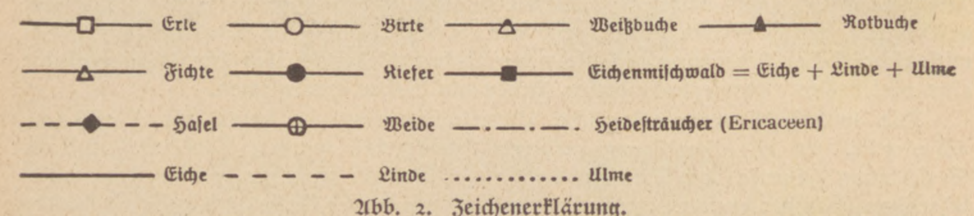


Abb. 2. Zeichenerklärung.
H 1—10 am linken Rande der Pollendiagramme bedeutet den Zersetzungsgrad des Torfes (H, fast unzersetzt, H 10 völlig humifiziert). Erklärung der Schichtensignaturen bei H. Groß (1933).

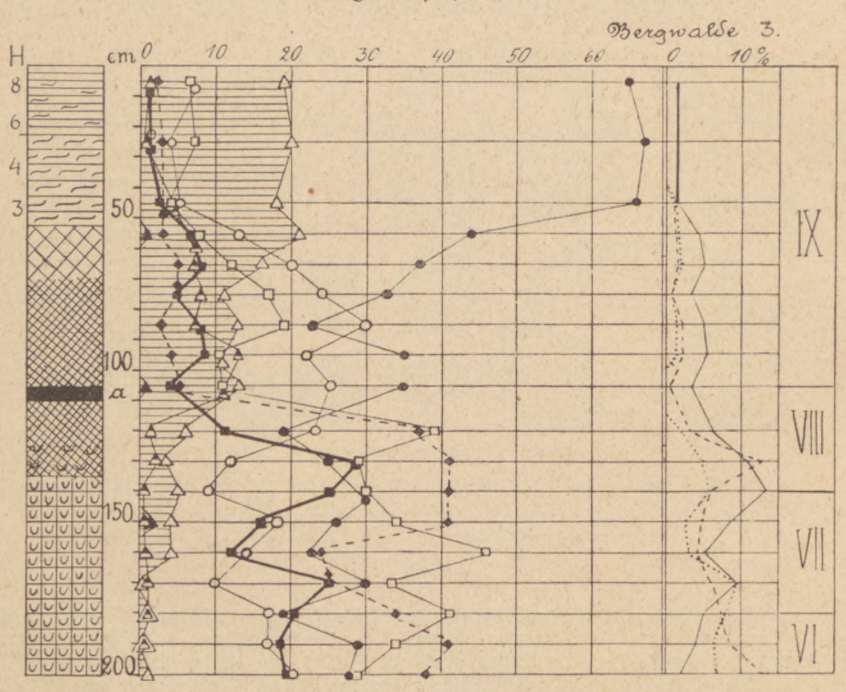


Abb. 3. Pollenanalytische Altersbestimmung eines archäologisch nicht datierbaren ca. 12 m langen Einbaums im ehem. Staßwinner See bei Bergwalde, Kreis Lötzen.

werden; dazu müssen möglichst viele Diagrammzonen mit Hilfe von altertumskundlich datierbaren Moorfunden zeitlich festgelegt werden (Abb. 3). Daher ist für den Moorgeologen jedes Moorprofil mit datierbaren vorgeschichtlichen Funden von großer Bedeutung. Die Datierung der älteren Diagrammzonen ist bei uns vorläufig nur durch Vergleich mit südschwedischen und estländischen Diagrammen möglich, in denen geologische Zeitbestimmungen benutzt werden konnten.

Hat man in einem nicht zu großen Gebiet auf diese Weise die Pollendiagramme geeicht, so kann man mit ihrer Hilfe auch das Alter von Moorfunden genau ermitteln, bei denen eine sichere altertumskundliche Datierung nicht möglich ist (Schädel, Geweihe, Einbäume, manche Moorsiedlungen und Geräte aus Knochen und Geweihen u. dergl.). Als Beispiel möge die pollenanalytische Altersbestimmung eines etwa 12 Meter langen Einbaums im ehem. Staßwinner See bei Bergwalde (Kreis Lötzen) dienen. Von der Mooroberfläche bis zum Boden des Einbaums wurden in geringen Abständen von einer frischen Stichwand Torf- und Schlammproben entnommen; vom Boden abwärts wurde die Probeentnahme mit Hilfe eines Torfbohrers fortgesetzt (ausnahmsweise nicht bis zum Untergrund, da aus diesem Gebiet schon vollständige Pollendiagramme zur Verfügung standen). Aus dem Pollendiagramm geht hervor, daß der Einbaum auf der Oberkante der wärmezeitlichen Schichten liegt, die durch die hohe Lage der Hasel-, Eichenmischwald- und Erlenkurve und durch die tiefe Lage der Weißbuchen- und Fichtenkurve gekennzeichnet sind. Der Boden des Einbaumes fällt in den typischen sehr auffälligen Knick der Hasel- und Eichenmischwaldkurve nach ihrem endgültigen Absinken aus hoher Lage; dieser Knick zeigt nach meinen bisherigen Feststellungen in den Diagrammen den Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit (etwa 800 v. Chr.) an. Da unter dem Einbaumboden einige Kurvensprünge recht stark sind (Weißbuche, Eichenmischwald, Hasel, Erle), muß man annehmen, daß die betreffenden Schlammschichten nicht nur durch das Gewicht des Einbaumes zusammengedrückt sind, sondern daß dieses Fahrzeug auch eine Zeitlang die Ablagerungen an dieser Stelle unterbrochen hat; hiernach wäre dieser Einbaum nicht in den Beginn der Eisenzeit, sondern in den Schlußabschnitt der Bronzezeit (etwas vor 800 v. Chr.) zu stellen.

Auch wenn nur e i n e aus einem Moorfund entnommene Schlamm- oder Torfprobe zur Verfügung steht, kann der Pollenanalytiker in vielen Fällen das Alter des Fundes aus dieser Probe allein ermitteln. Das Prussia-Museum schickte mir kürzlich zur Altersbestimmung einer Rengeweihstange, die bei den Arbeiten der Reichsautobahn bei Dt.-Thierau (Kreis Heiligenbeil) gefunden war, eine Schlammprobe zu, die einer Höhlung im Geweih entnommen war. Die Untersuchung ergab folgendes Pollenspektrum: Birke 29 Prozent, Fichte 1 Prozent, Kiefer 68 Prozent, Eiche 1 Prozent, Linde 1 Prozent, Weide 8 Prozent, Nelkengewächse 8 Prozent, verschiedene andere Kräuterpollen (außer Gräsern und Halbgräsern) 12 Prozent; die Blütenstaubkörner der Birke waren im Durchschnitt 18,5 μ groß, gehörten also ganz überwiegend der subarktischen Zwergbirke (Betula nana) an. Dieses Pollenspektrum, in dem von wärmeliebenden Bäumen nur Spuren von Eiche und Linde (aus Weit- oder Ferntransport) gefunden werden konnten und in dem die Hasel ganz fehlt, dagegen verhältnismäßig hohe Kräuterpollenwerte vorhanden sind, ist s p ä t e i s z e i t l i c h; der verhältnismäßig hohe Weidenpollenwert spricht dafür, daß dieses Spektrum in die Diagrammzone III (siehe Abb. 3) gehört, und zwar (nach dem Vorkommen von Spuren der Eiche und Linde zu urteilen) in den Anfangsabschnitt. Hiernach ist dieses Rengeweih, wenn es sich an ursprünglicher Lagerstätte befand, etwa 11 000 Jahre alt.

Läßt ein einzelnes Pollenspektrum einer Bodenprobe, die von einem Moorfund abgenommen worden ist, keine genügend genaue Altersbestimmung zu, so muß der Moorgeologe am Fundort oder in einem anderen geeigneten Moor in der Nähe ein vollständiges Profil abbohren und pollenanalytisch untersuchen; man stellt dann fest, in welche Zone des Pollendiagramms das Pollenspektrum vom Moorfund hineinpaßt, und bestimmt so das Alter des Fundes. Am sichersten gelingt die pollenanalytische Datierung stets, wenn nicht nur vom Moorfund selbst oder von seiner Fundschicht, sondern auch von den darüber- und darunterliegenden Schichten einige Proben, die in Abständen von je 5 bis 10 Zentimeter zu entnehmen sind, zur Verfügung stehen.

Leider macht die Art der Bergung in der Regel eine solche Auswertung der Moorfunde unmöglich, denn meistens werden Moorfunde von ihren Entdeckern sofort mit einer wahren Leidenschaft gewaschen und blank gescheuert, so daß an ihnen (d. h. an den Moorfunden) nicht einmal Spuren von Bodenproben zu finden sind. Daher richte ich, soweit das noch nicht mündlich geschehen ist, an alle Kreispfleger für Bodenaltertümer und an alle interessierten Lehrer usw. die Bitte, vom kommenden Sommer ab ihr Augenmerk auf die sachgemäße Bergung von Moorfunden zu richten.

Zunächst empfiehlt es sich überall da, wo in Mooren Torf gestochen wird oder Entwässerungsarbeiten ausgeführt werden, rechtzeitig die Torfgräber bzw. Schachtmeister und Arbeiter über die Bedeutung der Moorfunde zu informieren und ihnen klar zu machen, daß solche Funde nur dann vollen Wert haben, wenn sie möglichst sofort mit den anhaftenden Schlamm- bzw. Torfmassen, in sauberes Papier gepackt, dem zuständigen Vertrauensmann für Bodenaltertümer mit genauer Angabe der Fundtiefe und Fundstelle (diese ist möglichst durch eine Stange für spätere moorgeologische Untersuchung zu bezeichnen) abgeliefert werden. Der Vertrauensmann nimmt möglichst aus Höhlungen des Fundes, sonst nach vorsichtigem Abkratzen der äußersten Schicht Bodenproben vom Fundstück ab, verschließt sie gut in ein Gläschen oder weithalsiges Fläschchen und schickt dieses sofort mit den üblichen Erläuterungen an das Prussia-Museum nach Königsberg; zur Not genügt auch Verpackung mit sauberem festem Pergamentpapier in gut schließender Blechschachtel. Dann kann das Fundstück gesäubert und den Findern gezeigt werden. Möglichst schnell nach der Probenentnahme läßt sich der Vertrauensmann dicht an der Fundstelle, wenn es geht, eine frische Stichwand herstellen, legt ein Metermaß senkrecht an und schneidet mit einem jedes Mal sorgfältig gesäuberten Messer aus der Stichwand von der Oberfläche bis zur Fundschicht in Abständen von je 10 Zentimeter etwa 1 bis 2 Zentimeter hohe Bodenproben von je 10 bis 20 Kubikzentimeter Inhalt heraus; jede Probe wird sofort nach der Entnahme in sauberes festes Pergamentpapier gepackt und mehrfach durch Aufschreiben der Tiefe (in dm) mit Bleistift bezeichnet; reicht die Zeit nicht aus, so nimmt man wenigstens, wie oben beschrieben, einige Proben aus den Schichten über dem Fundhorizont heraus, wenn es irgend möglich ist, läßt man den Stich an der Fundstelle etwas vertiefen und nimmt in derselben Weise auch einige Proben aus der unter dem Fundhorizont liegenden Schicht auf. Holz im Profil ist zu notieren (Tiefenangabe!). Alle Proben eines Profils werden in eine gut schließende Blechschachtel gepackt und sofort an das Prussia-Museum mit näheren Angaben geschickt. Der Fundort ist möglichst genau in das Meßtischblatt einzutragen.

Wird bei den Arbeiten im Moor eine Ufersiedlung (gekennzeichnet durch Häufung der Funde) oder ein „Pfahlbau" angeschnitten, so empfiehlt es sich, in der

oben beschriebenen Weise Proben von einem Profil an dieser Stelle aufzunehmen, die vorläufige Einstellung der Arbeiten am Fundplatz zu erwirken und unverzüglich das Prussia-Museum zu benachrichtigen, unter dessen Aufsicht dann die Arbeit an der betreffenden Stelle fortgesetzt wird. In allen Fällen wird, wo es nötig ist, die Probenentnahme durch einen Moorgeologen mit Hilfe eines Torfbohrers bis zum festen Untergrund fortgesetzt.

Wer also bei der sachgemäßen Bergung von Moorfunden mithelfen will, muß schon einige Opfer an Zeit und Mühe bringen; zu seinem Trost sei gesagt, daß die Arbeit des Moorgeologen in diesen Fällen noch sehr viel mühsamer ist, denn er braucht für die Untersuchung einer Bodenprobe etwa eine Stunde, bei sehr pollenarmen zwei oder mehr.

Dieser Arbeitsaufwand wird aber durch die Ergebnisse reichlich belohnt. Je mehr datierbare Moorfunde in dieser Weise untersucht werden, desto mehr Diagrammzonen kann der Moorgeologe zeitlich festlegen. Mit einem solchen pollenanalytischen Beobachtungsmaterial ist er in der Lage, Moorfunde, deren Alter der Prähistoriker nicht feststellen kann, recht genau zu datieren.

Aus den mit Hilfe archäologisch datierbarer Moorfunde geeichten Pollendiagrammen kann man die nacheiszeitliche Waldgeschichte (Abb. 2) und mit Zuhilfenahme des Moorprofils (am linken Rand der Diagramme) auch die nacheiszeitliche Klimaentwicklung ablesen. Man kann ferner, wenn es sich um sehr kleine Moore handelt, mit den nötigen Kautelen auch für die verschiedenen Perioden und Örtlichkeiten die jeweilige Waldzusammensetzung aus den Pollendiagrammen ablesen, also insbesondere für die einzelnen Kulturperioden Aufschlüsse über die Beschaffenheit der Urlandschaft gewinnen.

Eine sachgemäße Bergung von Moorfunden, die in den allermeisten Fällen nur bei eifriger Mitarbeit seitens der Kreispfleger für Bodenaltertümer, interessierter Lehrer und anderer Personen auf dem Lande möglich ist, wird nicht nur die Forschungen auf dem Gebiet der Vorgeschichte, sondern auch auf den Gebieten der Quartärgeologie, Wald- und Florenentwicklungsgeschichte, Paläoklimatologie und der prähistorischen Siedlungsgeschichte und -geographie ganz wesentlich fördern.

Die Lichtbildreihe „Aus Ostpreußens Urzeit".

Herausgegeben mit Erläuterungsheft von Dr. W. Gaerte
im Verlag Gräfe und Unzer, Königsberg Pr.

Nicht zuletzt durch die Unterstützung der Regierung haben die Bestrebungen um die Erforschung unseres Vorzeiterbes in weiten Kreisen einen erfreulichen Widerhall gefunden, dessen beredter Ausdruck die stetig wachsenden Zahlen der Fundmeldungen, Museumsbesuche und Vorträge sind. Es war jedoch vorauszusehen, daß die verhältnismäßig kleine Schar der fachlich vorgebildeten Kräfte bald nicht mehr imstande sein würde, neben der zeitraubenden denkmalpflegerischen Tätigkeit auch den immer dringender werdenden Anforderungen nach einwandfreier Aufklärung und Anschauung voll zu genügen. Vor allem den oft schwer erreichbaren Urgeschichtsfreunden auf dem Lande mußte die Möglichkeit gegeben werden, sich an der Hand von guten Lehrmitteln ein richtiges Bild von unserer Urzeit zu machen. Neben den Nachbildungen ist hierfür aber nichts besser geeignet, als eine Reihe gut ausgewählter und treffend erläuterter Lichtbilder — vermögen doch Bilder oft mehr zu sagen als lange Ausführungen.

Die bisher entstandenen Lichtbildreihen sind aber so beschaffen, daß in ihnen Beispiele aus ganz Deutschland zusammengetragen sind, während es dem Laien doch meist in erster Linie um die Darstellung der Urgeschichte seiner engeren Heimat zu tun ist. So hat doch beispielsweise der Landlehrer nur mit naheliegendem Anschauungsstoff die Möglichkeit, bei seinen Schülern den Sinn für die Bodenfunde der heimatlichen Scholle zu erwecken. Der Anfertigung solcher an enger begrenzte Gebiete gebundenen Lichtbildreihen stand jedoch bis jetzt der recht hohe Preis der dazu noch leicht zerbrechlichen Glasbilder entgegen.

Die neue von Direktor Dr. W. Gaerte bearbeitete und vom Verlag Gräfe und Unzer in Königsberg i. Pr. herausgegebene Lichtbildreihe „Aus Ostpreußens Urzeit" vermeidet nun in glücklicher Weise diese Nachteile, indem sie einen 45 Bilder umfassenden Abriß der Urgeschichte Ostpreußens bringt und außerdem durch eine doppelte Ausfertigung auch allen Ansprüchen in wirtschaftlicher und praktischer Hinsicht gerecht zu werden sucht. Bei beiden Ausführungen bestehen die Bilder nämlich nicht mehr aus Glas wie früher, sondern aus Planfilm, dessen geringere Stoff- und Herstellungskosten, größere Haltbarkeit und geringes Gewicht den Glasbildern gegenüber stark in die Waagschale fallen.

Die erste Ausführung ist eine sogenannte Bildbandreihe, deren Bilder auf einem zusammenhängenden Filmstreifen von gewöhnlicher Breite aufgereiht sind und durch ein besonderes Vorführungsgerät mit Handkurbelbetrieb nacheinander vorgeführt werden. Der Preis dieser Bildbandreihe (6 RM) ist außerordentlich niedrig; es gehört allerdings das Vorführungsgerät dazu. Außerdem hat sie den Nachteil, daß die Bilder nur in der einmal festgelegten Reihenfolge gezeigt werden können und ein Fortlassen oder Auswechseln nicht möglich ist.

Diese Behinderung des Vortragenden vermeidet aber die andere Ausführung in Einzelbildern auf etwa 9½×8 Zentimeter großen Planfilmblättern. Hier werden die dünnen Bilder zwischen zwei mitgelieferte, an einer Seite zusammen-

geklebte Glasplatten geschoben und sind damit für jedes Lichtbildgerät ohne weiteres verwendbar. Der Vortragende hat dazu die Möglichkeit, die Bildfolge beliebig zu gestalten und auch andere Bilder einzuschalten. Freilich ist diese Einzelbildreihe teurer als die Bildbandreihe, doch würde ihr Preis mit 36 RM noch immer erheblich unter dem einer gleichen Anzahl von Glasbildern liegen. Dank der geschilderten Vorzüge dürfte gerade dieser Ausführung eine große Verbreitung beschieden sein.

Der äußeren Aufmachung entspricht völlig der innere Gehalt der Lichtbildreihe. Aus der verwirrenden Fülle urgeschichtlichen Stoffes in Ostpreußen konnte natürlich nur eine kleine, gerade für einen gewöhnlichen Vortrag passende Auswahl getroffen werden, die aber den ganzen Ablauf der Urgeschichte des Landes wenigstens in großen Zügen widerspiegeln mußte. Der Bearbeiter hat es dabei vermieden, lediglich eine Zusammenstellung von Fundgegenständen — und seien es auch nur die prächtigsten — zu geben, sondern die wenigen Bilder, die jedem Kultur- und Zeitabschnitt gewidmet werden konnten, sind nach einem wohldurchdachten Plan zusammengestellt, um einen möglichst geschlossenen Eindruck von unseren vielseitigen Kenntnissen vom Leben in der Urzeit in den Hauptpunkten zu vermitteln. So sind z. B. die Beispiele der auf uns gekommenen Sachgüter so ausgewählt, daß sie die Unterschiede zwischen den einzelnen Kulturen möglichst scharf hervorheben und damit ein Bild der verschiedenartigen Stämme und Völker, aber auch ihrer mannigfachen Kulturbeziehungen und Einflüsse zeichnen. Daß daneben die vielgestaltigen Grabstätten der Toten, wie wir sie heute draußen im Boden finden und aufdecken, einen wichtigen Platz einnehmen, bedarf keiner weiteren Hervorhebung. Einige Anschauungsbilder, wie das germanische Dorfleben zur Bronzezeit, versuchen dann dem Fundstoff einen lebendigen Rahmen zu verleihen — aber leider muß dabei immer noch auf ältere landschaftsfremde Vorlagen zurückgegriffen werden, weil uns Lebensbilder aus der eigenen ostpreußischen Urzeit einstweilen noch nicht zur Verfügung stehen. Weitere Einzelheiten mögen aus der unten folgenden kurzen Inhaltsangabe ersehen werden, hingewiesen sei aber noch auf die Karten, die die geschichtlichen Ergebnisse eines jeden Zeitabschnittes zusammenfassen und in recht anschaulicher Weise zur Darstellung bringen. Sie bilden gewissermaßen den Schlußstein jeder Bildergruppe.

Der Inhalt der Bilder mit den notwendigen Angaben ist in einem kleinen Erläuterungsheft verzeichnet (24 Seiten), das zugleich dem Vortragenden eine weitere Stütze sein soll; denn in ihm werden die wichtigsten Fragen unserer Urgeschichtsforschung, die durch die einzelnen Bilder angeschnitten sind, kurz umrissen, soweit es der Rahmen einer Bilderklärung zuläßt.

Dadurch, daß die Lichtbildreihe „Aus Ostpreußens Urzeit" neben der preiswerten und zweckmäßigen Ausführung zum ersten Male eine einwandfreie umfassende Bildübersicht über die Urgeschichte eines engeren Gebietes bringt, wird sie sich hoffentlich auch in Fachkreisen und Forschungsanstalten einführen. Vor allem aber möge sie bei den zahlreichen Freunden unserer Forschung den verdienten Anklang finden und sie zur weiteren Vertiefung ihres Wissens und zur Mitarbeit anregen.

Verzeichnis der Lichtbilder.

Völkerwanderungszeit.

Bild 31: Urnen und Beigefäße der Völkerwanderungszeit.
Bild 32: Fibelformen des Kulturkreises Masurens.
Bild 33: Goldene Fibel von Hammersdorf, Kreis Heiligenbeil.
Bild 34: Völkerverteilung in Ostdeutschland in der Völkerwanderungszeit.

Spätheidnische Zeit.

Bild 35: Beigaben eines Reitergrabes des Wikingerfriedhofes im Wäldchen Kaup bei Wiskiauten, unweit Cranz, Kreis Fischhausen.
Bild 36: Beigaben eines Frauengrabes des Wikingerfriedhofes von Wiskiauten.
Bild 37: Abgedecktes Hügelgrab des Wikingerfriedhofes.
Bild 38: Brandgrubengräber des altpreußischen Friedhofes von Cobjeiten-Rauschen, Kreis Fischhausen.
Bild 39: Gefäßformen der Altpreußen.
Bild 40: Beigaben aus altpreußischen Gräbern.
Bild 41: Sudauischer Silberschatz aus einem Grabe bei Skomentnen, Kreis Lyck.
Bild 42: Bild einer altpreußischen Burg.
Bild 43: Reste eines Pfahldorfes bei Plössen, Kreis Rößel.
Bild 44: Steinzeitliches Pfahldorf auf moorigem Grund von Riedschachen bei Schussenried (Württemberg).
Bild 45: Völkerverteilung im Ostbaltikum vor Auftreten des Deutschen Ritterordens.

D. Bohnsack.



Bild 2: Gerätformen der jüngeren Steinzeit. Modellserie: Steinzeit.

IV. Kleine Mitteilungen.

Uralinda Chronik und Germanentum.

In dem bekannten Streit um die Ura-Linda-Chronik, die von Hermann Wirth dem deutschen Volk als angebliche Quelle ältester, bis in das dritte vorchristliche Jahrtausend zurückreichende Quelle der germanischen Vorgeschichte dargeboten wurde, hat man bisher das Hauptgewicht für oder gegen die Echtheit meist auf die handschriftliche Überlieferung gelegt. Diese philologischen Untersuchungen, so wichtig sie auch sein mögen, können den Nichtfachmann, können den wissensdurstigen Deutschen, der das Wesen seines Volkstums erfassen will, in der Regel nur wenig erwärmen und werden ihn schwerlich im tiefsten Innern überzeugen. Beweisführungen auf diesem Gebiet gegen die Echtheit der Ura-Linda-Chronik, mögen sie auch noch so sehr geglückt sein, werden bei dem Laien unter Umständen nur das Gefühl aufkommen lassen, daß hier auf seiten H. Wirths vielleicht ein philologischer Fehler vorläge, der, an sich schon entschuldbar, die geistige Gesamtlage nicht verändere, den letzten Wert der Wirthschen Lehren über die germanische Vorzeit nicht erschüttere.

Schwerer wiegen schon die Bedenken, die man gegen bestimmte sachliche Angaben dieser vermeintlichen Chronik vorgebracht hat: Wenn nämlich nach dieser Chronik die Verteilung der Völker in vorgeschichtlicher Zeit derart war, daß die Slawen damals westwärts bereits bis nach Mitteldeutschland gelangten und Häfen an der Ostsee besaßen, so stimmt das nicht nur mit den Ergebnissen der Vorgeschichte keineswegs überein, sondern erscheint sogar als durchaus geeignet, den Gegnern Deutschlands als willkommene Propaganda gegen den deutschen Ostraum zu dienen. Ist Hermann Wirth in die Gedankenwelt seiner Studierstube so sehr eingesponnen, daß er diese arge Schädigungsmöglichkeit völlig übersehen hat? Hätte er bei verantwortungsbewußter Prüfung nicht vielmehr aus einer so unsinnigen, völlig aus der Luft gegriffenen Behauptung der „Chronik" Zweifel an der Echtheit eben dieser Chronik schöpfen müssen?

Nun aber der Kern, der eigentliche geistige Gehalt dieser Chronik: Man sollte annehmen, daß jeder, der auch nur ein einziges Eddagedicht, eine einzige altisländische Familiensaga, nur wenige Zeilen des altdeutschen Hildebrand-Liedes mit wachen Sinnen gelesen hat, in dem törichten Geschwätz dieser Ura-Linda-Chronik keinerlei Zusammenhang mit germanischem Wesen, weder der Vorzeit noch der Jetztzeit, zu erkennen vermag. Nur jemand, der dem wirklichen Germanentum rein akademisch, völlig instinktlos, gegenübersteht, ist imstande, in dem wortschwallreichen moralisierenden Getön der Ura-Linda-Chronik ein Denkmal germanischer Überlieferung zu finden. Germanische Denkungsart zeichnet sich von alters her bis auf den heutigen Tag durch knappe und schlichte, aber gewichtige Rede aus, eine Rede, die mit wenigen Worten den Nagel auf den Kopf trifft, die das Moralisieren als unmännlich haßt, die alles, was sich der Hörer selbst denken kann, als überflüssig verschweigt. Die Darstellung der Ura-Linda-Chronik ist demgegenüber wortreich, süßlich moralisierend und geschwätzig. Die Begebnisse in ihr sind schemenhaft ungreifbar, die Menschen völlig blutleer und erregen in uns keinerlei menschliche Teilnahme. Die alten Germanen dieser Chronik — oder vielmehr die alten Friesen; denn nur um diese geht es dem Verfasser — sind edelmuttriefende Wesen, die einem blutleeren Pazifismus huldigen und von Frauen beherrscht werden. Geschöpfe solcher Art hat es gewiß auf der ganzen Welt nie gegeben,

und am allerwenigsten unter unsern Altvordern. Edda und Saga und Hildebrand-Lied zeigen uns Männer und Frauen von Fleisch und Blut, mit gewaltigen Leidenschaften im Guten und Bösen, immer ganze Kerle, die uns Achtung einflößen. Diese Uralindier aber sind blasse Jämmerlinge, die bei den „Burgmeiden" und „Müttern" Sühne für ihre kleinen Verbrechen suchen, Menschen, deren Nachkommen zu sein, wir uns im Innersten schämen müßten. Gottlob sind es aber nur künstliche Gebilde eines belesenen und humorvollen Phantasten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, dem wir nicht einmal ernstlich böse sein können.

Nicht scholastische Kathederweisheit ist's, die dieses halb trübe, halb lustige Machwerk nicht ernst nehmen will; denn dazu bedarf's keiner Gelehrsamkeit. Nein, nur instinktlose Bücherstubenweisheit konnte auf den Gedanken verfallen, dem deutschen Volk ein solches Zerrbild seiner Vorfahren als wahr hinzustellen. Traut Herr Professor Wirth der deutschen akademischen Jugend und dem ganzen deutschen Volke wirklich eine solche Instinktlosigkeit zu?

Professor Wolfgang Krause,
Universität Königsberg.

Sudauischer Festtanz im Samland.

Um das Jahr 1283 hatte der Deutsche Ritterorden den östlichsten Stamm der Preußen, die Sudauer, unterworfen. Viele Bewohner des dortigen Landesteiles, die sich nicht vor dem Kreuze Christi beugen wollten, fanden ein Obdach im benachbarten litauischen Gebiet. Etwa 1500 Sudauer, die das Christentum annahmen, verpflanzte der Orden nach dem Nordwestwinkel des Samlandes, der von den Neuangesiedelten den Namen „Sudauischer Winkel" erhielt.

Wie eine alte Chronik erzählt (Henneberger, Erclerung der Preußischen größeren Landtaffel 1595, S. 445), erhielt der einst in jener Gegend beamtete Bernsteinmeister Johann Furchs den Besuch einiger guter Freunde. Furchs hielt auf glänzende Aufmachung. Den Gästen zu Ehren gab der Bernsteinmeister ein Fest, dessen Höhepunkt ein Tanz von geschmückten sudauischen Weibern bildete. Es waren ihrer zehn. Bevor sie aber den Tanz begannen, stellten sie zunächst die Bedingung, die Tonne Bier, die ihnen der Bernsteinmeister zugesagt hatte, vor dem Tanze austrinken zu dürfen. Ihre Bitte wurde gewährt, und mit Leichtigkeit bezwangen die zehn sudauischen Frauen das immerhin reichliche Maß des berauschenden Trunkes. „Ihre Männer aber mußten solches mit beschwertem Gemüt von ferne anschauen. Darüber erhob sich nicht wenig Freude mit seltsamem Tanzen, Singen und Entblößung ihrer Haare, die sie gleich den Ohren abgeschnitten, und trieben auch sonst allerlei wunderliche Possen."

Fesselnd ist hier die Bemerkung, daß die sudauischen Frauen Bubikopf trugen. Dieser war jedoch nicht wie heute eine Modeerscheinung aus praktischer Überlegung heraus entsprungen, sondern hatte zum Grund eine bei den Sudanern übliche uralte Hochzeitssitte. Bevor nämlich das sudauische Mädchen in die Ehe trat, fiel ihr Haar unter der Schere, ein Brauch, der auch sonst für das Baltikum bezeugt ist und noch bis zum vorigen Jahrhundert in Estland fortlebte. Auch in Griechenland opferten noch in geschichtlicher Zeit Mädchen der Ehegöttin ihre Haare. Höchstwahrscheinlich dürfen wir auch für die sudauische Sitte des Haarschnittes annehmen, daß es sich um ein Opfer der jungen Frau an die Hausgötter des neuen Heimes handelte. W. Gaerte.

Ein Königsberger „Kinderbrunnen".

Der Mensch im Kindheitsalter und seine Vorstellungswelt.

Wer heutzutage das Kinderwort hört:

„Adebar, Du Guter,
Bring' uns 'nen kleinen Bruder!"
oder
„Storch, Storch, Du Bester,
Bring' mir 'ne kleine Schwester!"

ahnt nicht, daß dieser Wunschruf die Ausdrucksform einer Vorstellung ist, die im Kindheitsalter des Menschen ihre letzten Wurzeln hat, deren Geschichte also nach Zehntausenden von Jahren zählt. Mancher wird sich vielleicht die Frage gestellt haben, wie der Adebar, „Kinderbringer", zu solcher Obliegenheit gekommen ist. Nur in seinem Hauptverbreitungsgebiet steht dieser Vogel zur Geburt in Beziehung. Schon in Deutschland gibt es Unterschiede; Rügen kennt den Schwan als Kinderbringer. In Indien war es der Ibis, in Mexiko der Löffelreiher usw., stets wasserverbundene Vögel. Ihre Lebensweise hat jene Tiere zu Kinderbringern werden lassen; denn nach uralter Anschauung waren Gewässer — Teich, Sumpf, Bach und Fluß — die Heimat der noch ungeborenen Kinder. Als Vermittler zwischen Natur und Mensch ward der Vogel eingeschaltet, der mit dem Wasser in Zusammenhang stand.

Der urtümliche Glaube, daß Gewässer Kinderheime wären, hat dazu geführt, auch Brunnen als solche anzusprechen. Fast jedes Dorf, ja auch manche Großstadt Deutschlands hatte früher ihren „Kinderbrunnen", so Braunschweig die beiden Ködebrunnen, Dresden den Queckbrunnen, Gmünd den Kindlisbrunnen u. a. Auch Königsberg besaß einst einen Brunnen solcher Art. Es war der ehemalige „heilige Brunnen" unweit der Roßgärter Kirche, von dem das „Erläuterte Preußen" I S. 546 vom Jahre 1724 berichtet: „Man hat sonsten die scherzhafte Redensart, daß man den Kindern einbildet, ob wären sie aus dem heiligen Brunnen geschöpffet worden . . . Ja es ist bey einigen die Superstition [= der Aberglaube], daß das aus diesem Brunnen getrunkene Wasser bei dem Frauen-Volk wieder die Unfruchtbarkeit gut seyn soll."

Aus dem letzten Satz leuchtet klar die Vorstellung hervor, daß der Genuß von Wasser Kindersegen vermittele. Noch offenkundiger liegt dieser Glaube in einem Bericht Adams von Bremen (9. Jahrhundert) über ein Land nördlich von Aestland, d. h. Ostpreußen, zutage, dessen Frauen im Wassertrunk Kinder empfängen.

In denselben Vorstellungskreis gehört der heute noch über ganz Europa verbreitete Wasser- und Brunnenzauber anläßlich von Hochzeiten. Besonders bei den slawischen Völkern ist das Umwandeln des Brunnens vor oder nach der Eheschließung mit Tanz und Opfern eine ganz übliche Sitte. Bei den Esten und Letten werden in der Nähe der Braut mit Wasser gefüllte Kübel umgestoßen. Auch bei der altpreußischen und altlitauischen Hochzeit spielte das Wasser eine Rolle[1]).

W. Gaerte.

[1]) Vgl. Stichwort „Empfängnis" im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens".

V. Buchbesprechungen.

Urväterzeit in Bild und Schrift.

Zwei Jahre nationalsozialistischer Regierung in Deutschland liegt hinter uns. Auf allen Gebieten des Lebens haben sich tiefgreifende Änderungen vollzogen. Auch die Erziehungsarbeit am Menschen in unserem Vaterlande hat neue Bahnen beschritten und Wandlungen von ungeahnter Tragweite erfahren. Es gilt, den deutschen Menschen heranzubilden und zu erziehen, ihm das Gepräge zu geben, das den Sinn und die Bedeutung der nationalen Revolutionsbewegung ausmacht. Nur zu natürlich ist es, daß die Führung in dieser Erziehungsarbeit nunmehr zu den Mitteln greift, die als wertentsprechende und arteigene Erfolg für Erreichung des hohen anzustrebenden Zieles verheißen. Der deutsche Mensch soll im deutschen Wesen, dem er zum Teil entfremdet war, wieder fest verwurzelt werden. So ward es zur selbstverständlichen Forderung des Tages, daß er vertraut gemacht werden muß mit seinen erbbedingten rassischen Eigenheiten, mit dem Erbgut seiner Volkheit und mit den geschichtlichen Überlieferungen seiner Bluts- und Sprachgenossen, um von einem solchen zum gefühlsmäßigen Erleben emporgehobenen Wissen aus in stolzem Selbstvertrauen zur tief verankerten Volksverbundenheit und zum unerschütterlichen Heimatsinn zu gelangen.

Als eines dieser arteigenen Erziehungsmittel ist die Vorgeschichte unseres Volkes zu nennen, weil sie, wie es in den Richtlinien des Reichsinnenministeriums für den Geschichtsunterricht heißt, „als „hervorragend nationale Wissenschaft (Kossinna)" wie keine zweite geeignet ist, der herkömmlichen Unterschätzung der Kulturhöhe unserer germanischen Vorfahren entgegenzuwirken". Daß der Vorgeschichte unseres Vaterlandes heute im Dritten Reich von Staats wegen eine so hohe Bedeutung zugemessen wird, kann als eine Großtat der nationalen Erhebungszeit gebucht werden. Sache der deutschen Vorgeschichtswissenschaft und eines jeden wahrhaft dafür Begeisterten muß es nunmehr sein, die Urväterzeit und die in ihr ruhenden Erziehungswerte lebendig werden zu lassen in Wort, Bild und Schrift. Jeder, der sich dazu berufen fühlt, soll sich aber stets dessen bewußt sein, daß nur sachlich begründete und einwandfrei gestützte Tatsachen aus der Zeit unserer Altvorderen zur Grundlage der Erziehungsarbeit durch die Vorgeschichte genommen werden dürfen. Wolfgang Schultz prägte in seinem Buch: Altgermanische Kultur S. 8 das treffende Wort: „Die altgermanische Kultur ist bedeutsam genug, und es hat keine Not, daß wir unsere Eitelkeiten oder Neigungen in sie hineintragen. Wer es tut, bringt sich um die Lehre, die er aus ihr empfangen kann . . . Und je häufiger dergleichen geschieht, destomehr muß es das eben erst aufkeimende Vertrauen in die richtigen Grundgedanken der nationalen Erneuerung wieder gefährden und den Sinn für geschichtliche Wirklichkeit untergraben."

W. Gaerte.

Nitschke, Allgemeine Vorgeschichte Deutschlands, 1934, Heinrich Handels-Verlag, Breslau, 15 Seiten, mit 2 Bildtafeln.

Die vorliegende Schrift ist für die Hand des Lehrers und des Schulkindes bestimmt. Das Vorwort erörtert kurz Ziel und Zweck dieses kleinen Büchleins: „Es ist der Versuch gemacht, auf engstem Raum den Kindern das zu bieten, was

sie von dieser hervorragend nationalen Wissenschaft unbedingt wissen müssen. Dabei wird immer vom Menschen ausgegangen als dem Träger der Kultur. Der indogermanische und später der germanische Mensch mit seinen Lebensgewohnheiten, seinen sittlichen und religiösen Anschauungen ist die Hauptsache." Der Verfasser hat sich bemüht, immer den völkischen und heldischen Gedanken deutlich hervortreten und die hohe Kulturstufe unserer Vorfahren erstehen zu lassen. Kultur ist für ihn die Schöpfung einer Rasse und abhängig von Blut und Boden. Das Streben des Verfassers, im Sinne der nationalsozialistischen Idee zu schreiben, verdient Anerkennung und Lob. Aber die hier vorliegende Allgemeine Vorgeschichte Deutschlands ist denn doch zu allgemein. Es läßt sich nicht eine vieltausendjährige Urväterzeit auf 15 Seiten zusammenpressen, es sei denn, daß manche wichtige Begebenheiten ausfallen, z. B., wie es hier geschehen ist, der Freiheitskampf der Germanen gegen die Römer oder die dauernd sich wiederholenden Vorstöße unserer Vorfahren in den Ostraum u. a. m. Der zweiten Auflage dieser Schrift ist daher zu wünschen, daß sie diese fühlbaren Lücken ausfüllt. W. Gaerte.

Siegfried Kadner, Deutsche Väterkunde, Verlag Ferdinand Hirt, 1934, 152 S., 173 Abb.

Der Verfasser will, wie er auf S. 9 sagt, „nüchternen Blickes die art- und erbgemäßen Werte der Vorzeit erfassen". Die Lektüre des Buches belehrt uns aber, daß er weit davon entfernt ist, mit „nüchternem Blick" Tatsachen und Begebenheiten zu beurteilen und auszuwerten. Er wandelt, wie bekannt, auf den Spuren eines Hermann Wirth, hat sich dessen sogenannte „Ergebnisse" altgermanischer Urgeistforschung zu eigen gemacht, die er in diesem Buche dem deutschen Volke vorlegt. Das Kapitel: „Auf den Spuren der Urreligion" ist hierfür bezeichnend. Es würde zu weit führen, wollte man hier alle geäußerten Theorien, die, wie gesagt, vornehmlich auf Hermann Wirth zurückgehen, im einzelnen als unhaltbar nachweisen. Sie sind von der Fachwissenschaft oft genug schon zurückgewiesen worden. Wenn Kadner auf S. 122 von allen Gelehrten 90 Prozent als „Landratten" erklärt, weil sie Wirths Theorien nicht Gefolgschaft leisten, so ist dieser Ausdruck bezeichnend für seine Einstellung der deutschen Fachwissenschaft gegenüber, von der er zum großen Teil zehrt. Daß ferner nur Gustaf Kossinna in der Vorgeschichte eine Wissenschaft von hervorragend nationaler Bedeutung erkannte, wie Kadner (S. 150) behauptet, muß bei aller Anerkennung der großen Verdienste unseres Altmeisters der Vorgeschichte bestritten werden. War denn der langjährige wissenschaftliche Grenzlandkampf eines Freiherrn von Richthofen, des im Dritten Reich nach Königsberg berufenen Universitätsprofessors, keine Wertung der Urgeschichte im nationalen Sinne? Noch viele andere Urgeschichtler vom Fach könnte man nennen, die wie z. B. Professor Dr. Reinerth, der Leiter des Bundes für deutsche Vorgeschichte, sich für erhöhte Wertschätzung der Vorgeschichtswissenschaft im nationalen Sinne bereits vor der Erhebung eingesetzt haben. W. Gaerte.

Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild, Verlag Lehmann, München, 1934, 106 S., 70 Taf.

Das Buch bietet dem Leser einen ausgiebigen Stoff. Die Behandlungs- und Darstellungsweise hinterläßt als Ganzes einen zufriedenstellenden Eindruck. Daß die gesamte altgermanische Kultur einschließlich der der nordischen Länder in das Blickfeld der Leser gerückt wird, darf als Vorteil des Buches gewertet werden.

Ja, mitunter werden die Blicke auf Gegenden gelenkt, die fernab von Germanien gelegen, mittelbar das Geschehen in den nordischen Ländern beeinflußt haben, z. B. auf den Iran, von dem der Verfasser schreibt: „Man vergesse nie, daß Rom das freie Germanien noch ganz anders geknechtet, seinen Aufstieg vielleicht für immer verhindert hätte, wenn nicht Iran den anderen Teil seiner Macht an sich gebunden hätte, eben jenes Iran, von dem Welle auf Welle der aus dem Blut der nordischen Rasse geschöpften Werte auch die abendländische Kultur erreichen und in germanisch-deutschem Denken ungeahnten Ertrag bringen sollten" (S. 47). Das Buch atmet in seiner Gesamtheit den Geist der nationalen Erhebung. Bemerkenswert bei aller Lebendigkeit der Darstellung ist eine im allgemeinen sich selbst bescheidende Haltung; trotzdem sind dem Verfasser bei Erklärungen von Bildern einige Überschwenglichkeiten und Unrichtigkeiten unterlaufen, z. B. in der Bilddeutung der Gemme des Augustus und sonstigem. Drucktechnisch ist das Buch einwandfrei, besonders was die Abbildungen betrifft, die durchweg vorzüglich sind.

W. Gaerte.

Dr. Hans Hahne-Halle: Die Deutsche Vorzeit, Velhagen u. Klasing, 1934, 38 S., 32 Abb.

Diese Schrift kann als eine sehr erfreuliche Erscheinung auf dem vorgeschichtlichen Büchermarkt angesprochen werden. Sie zeichnet sich vorteilhaft in seinem Inhalt durch straffe Linienführung, abgewogene, bestimmte Ausdrucksweise und vor allem durch den nationalsozialistischen Geist aus, in dem der Verfasser bekanntermaßen seit Jahren lebt und wirkt. Kennzeichnend für seine Betrachtungs- und Darstellungsweise der Urväterzeit ist der Satz: „Die Blutfrage ist immer der Schlüssel zu aller Geschichte" (S. 30), dafür einige Proben. „Zackig ist der nordische Mensch, sein Formgefühl und seine Zierweise. Verschwommen, gemütlich oder kleinlich überfeinert und gespreizt andere." „Mehr als später ist alles künstlerische Denken, Empfinden und Tun in der Vorzeit fest an bodenständiges Gesamtleben gebunden und deshalb immer Volkskunst im höchsten Sinne." „Nationale Lebensform und Gesinnung ist das Naturgemäße in aller Vorzeit und in Völkern und Kulturen, deren Dasein noch fest verbunden ist mit der eigenen Vorzeit" (S. 12). So beurteilt und bewertet ein zünftiger Spatenforscher die stummen Zeugen aus Urväterzeit. Der Leser empfängt durch die 38 Seiten Text, der verbunden ist mit 32 Seiten Abbildungen, Wissen und Anregungen, wie wir sie heute nötig haben. Hier liegt abgestandener Wein edelster Sorte vor. Ein Wunsch darf vielleicht zum Schluß noch geäußert werden: Vom ostdeutschen Standpunkt möchte man die Bedeutung der ostgermanischen Stämme, der Wandalen, Burgunden und Goten etwas ausführlicher gewürdigt wissen[1]. W. Gaerte.

---

[1] Der Verfasser ist unlängst leider allzufrüh der Forschung durch Tod entrissen worden.

Germanischer Lebensraum von Werner Radig, Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, 1934. Urgeschichte der Ostgermanen von W. La Baume, Danzig, Paul Rosenberg, 1934. Das Schwert der Kirche und der germanische Widerstand von Gustav Neckel, Leipzig, Adolf-Klein-Verlag, 1934.

Es ist häufig schwer, aus der Fülle des neu erschienenen Schrifttums über Themen aus dem Gebiet der Vor- und Frühgeschichte das wirklich Wertvolle herauszufinden. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sind eine Reihe von Büchern und Aufsätzen aus dem Gebiet der Vorzeitkunde nicht von Fachleuten geschrieben.

Mit einer ausschließlichen Aufzählung von Ereignissen und Feststellungen ist es ein für allemal in der heutigen Wissenschaft vorbei. Wissenschaft ist eine Angelegenheit des ganzen Volkes. Alle sollen daher auch über die reinen Quellen unseres frühesten Volkstums unterrichtet werden, denn unsere früheste Geschichte versteht man restlos nur dann, wenn man immer wieder auf die blutmäßige Entwicklung germanischer Stammeskultur zurückgreift, wenn man erkennen lernt, aus welchen Wurzeln sich germanisches Volkstum immer wieder neu gestaltet. Bei dem Wissen um die hochentwickelte Kultur der Vorzeit haben wir eine falsche Schwärmerei, der man heute oft begegnet, gar nicht nötig. Die Dinge brauchen nicht immer erst Jahrzehntausende alt zu sein, um Gültigkeit und Wert zu haben. Wer, wie es leider heute viele Kreise als allein richtig erachten, so arbeitet, der schadet nur. Solche Arbeitsweise und die daraus entspringenden falschen Ergebnisse kann man dann nur noch als „nationalen Kitsch" bezeichnen.

Um sich zu überzeugen, daß die Vorgeschichtsforscher, wie behauptet wird, nicht nur trockene Wissenschaftler sind, möge man eine Darstellung Werner Radigs zur Hand nehmen. In kurzem und flüssigem Stil werden die Lebensformen unserer Vorfahren, ihre Siedlungen, ihr Wirtschaftswesen und Brauchtum beschrieben. Der Verfasser berücksichtigt bei der Schilderung der vorgeschichtlichen Besiedlungsgeschichte Deutschlands den Einfluß der Landschaft sehr stark. Allen Freunden von Heimat und Volkstum sei diese gute kulturgeschichtliche Darstellung germanischer Vor- und Frühzeit, deren Ausführungen besonders in den Abschnitten „Siedlungsräume und Stammesbewegungen" auf den Arbeitsergebnissen des Altmeisters der deutschen Vorgeschichtsforschung, Gustaf Kossinna, fußen, besonders auch wegen der wertvollen Abbildungen und Karten sehr empfohlen.

Was die Frage der ostdeutschen Vor- und Frühzeit angeht, so ist hier die Stammes- und Kulturgeschichte der Ostgermanen von besonderer Bedeutung. Der Danziger Museumsleiter und Hochschulprofessor Wolfgang La Baume bringt als 5. Heft in der Reihe der Ostland-Forschungen in der Danziger Verlagsgesellschaft eine Darstellung der Urgeschichte der Ostgermanen heraus. Dieser ausgezeichnete Leitfaden für die Vor- und Frühgeschichte der Ostgermanen ist in seiner Art wohl in erster Linie für den Unterricht in Schulen und Hochschulen geeignet. In übersichtlicher Anordnung enthält diese Darstellung auf 75 Bildtafeln mit einem kurzen inhaltsreichen Text alles Wissenswerte zur Entwicklungsgeschichte der ostgermanischen Altertümer und für die Kulturgeschichte der Vor- und Frühzeit. Bevölkerungsgeschichtliche Übersichtstafeln und viele nach den Funden entworfene Lebensbilder aus den einzelnen Zeitabschnitten erhöhen den Wert des Buches. Unter den Abbildungen entdeckt man eine Reihe von wichtigen, bisher unveröffent-

lichten Altertümern der Vorzeit, die oft mit den dazugehörigen Begleitfunden abgebildet sind, ein Umstand, der besonders den Fachleuten wertvoll sein dürfte. An Grundsätzlichem wollen wir hier auch nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser sich in der Zuweisung bestimmter Kulturen zu Volksstämmen manchmal eine unnötige Zurückhaltung auferlegt. Dieses Bilderbuch zur Vor- und Frühgeschichte der ostgermanischen Stämme auf deutschem Boden ist mit einer reichen Schrifttumsliste versehen und als Übersicht über einen sehr umfangreichen Stoff dem Vorgeschichtsfreunde wie dem Fachmann warm zu empfehlen.

Besonders umstritten ist heute die Frage der Bekehrung der germanischen Völker zum Christentum. Wer sich hierüber schnell unterrichten will, dem sei die Schrift von Gustav N e c k e l empfohlen, die im Adolf-Klein-Verlag in Leipzig herauskam; diese trägt den Titel: Das Schwert der Kirche und der germanische Widerstand. Untersuchungen zur Germanenmission. — Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken. In Erwiderung auf gewisse christliche Kreise, die den ungetauften Germanen jegliche Kultur absprechen und alles Heil in der Christianisierung sehen wollen, wurde dieses lesenswerte Büchlein von dem hervorragenden Kenner germanischen Sagengutes, Gustav N e c k e l, und seinen Schülern herausgegeben. Vom Standpunkt der geschriebenen Quellen über und aus Germanien ist in einer Anzahl gut ausgewählter Beispiele kurz dargelegt worden, wie die Bekehrung der Germanen eigentlich vor sich gegangen ist. Trotzdem man dem Verfasser in allen Meinungen vielleicht nicht wird folgen können, so sei dieses Büchlein aber trotzdem einem jeden empfohlen, der sich ein richtiges Bild von den tatsächlichen Vorgängen bei der Bekehrung Germaniens machen will.

H.-L. Janssen.

Für den Inhalt verantwortlich: Univ.-Prof. Dr. Freih. v. Richthofen und Mus.-Direktor Dr. W. Gaerte, beide in Königsberg Pr. Gräfe und Unzer, Verlag, Königsberg Pr. Bezugspreis einzeln RM 1,25, jährlich RM 4,—.

Druck: Königsberger Allgemeine Zeitung und Verlagsdruckerei G. m. b. H.

Soeben erschien:

Vorgeschichte der altpreußischen Stämme

Untersuchungen über Siedlungsstetigkeit und Kulturgruppen im vorgeschichtlichen Ostpreußen

Von **Dr. Carl Engel**

1. Band. 352 Seiten, 152 Tafeln mit vielen Hundert Abbildungen und 13 Karten im Anhang. Ganzleinen RM 25,–

Trotz der wirtschaftlichen Not unserer Zeit wird das Werk mit einem umfassenden Material an Abbildungen, Karten und Plänen ausgestattet, um die exakte Nachprüfung jeder der vorgetragenen Tatsachen zu gestatten. In zeitlicher Folge sind alle charakteristischen Grabformen, Metallbeigaben und keramischen Erzeugnisse der einzelnen Kulturgruppen übersichtlich zusammengestellt. Einzigartig ist die dem Werke beigegebene Folge von 20 Karten, die die Besiedlung und die verschiedenartigen Kulturgruppen Ostpreußens von der Steinzeit bis zum Beginn der geschichtlichen Zeit in lückenloser Folge zur Darstellung bringt. Fast alle Kartenblätter erhalten ein durchsichtiges Deckblatt, auf dem die Nummern der Fundorte eingetragen sind, die die Nachprüfung jedes Einzelfundes in den beigegebenen Fundlisten gestatten. Zahlreiche Übersichtskarten veranschaulichen die Kulturverhältnisse Ostpreußens im Rahmen seiner Nachbarländer.

Unter Heranziehung und kritischer Prüfung des gesamten vorgeschichtlichen Fundmaterials Ostpreußens und seiner Nachbarländer behandelt der erste Band das Problem, ob und inwieweit es möglich ist, auf Grund vorgeschichtlicher Untersuchungen Anschluß zu gewinnen über die *Herkunft des altpreußischen Volkes*, die *Herausbildung seiner Einzelstämme und ihr Verhältnis zu den Nachbarvölkern und -stämmen*. Der Verfasser schlägt bei der Behandlung dieser Probleme völlig neue Wege ein, die dem Werke weit über das behandelte Gebiet hinaus die Bedeutung einer methodisch grundlegenden Arbeit verleihen. In ausführlicher Darlegung werden daher im allgemeinen Teile die *methodischen Grundlagen der vorgeschichtlichen Kulturgruppenforschung* kritisch geprüft und gesichtet. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß der exakte *Nachweis der Siedlungsstetigkeit oder des Siedlungsabbruchs* einer vorgeschichtlichen Bevölkerungsgruppe als die wichtigste Grundlage für die Beurteilung völkischer Probleme auf vorgeschichtlicher Grundlage anzusehen ist. Demgemäß ist der zweite Hauptteil des Werkes einer eingehenden Untersuchung der Frage gewidmet, wie weit in den einzelnen Landschaftsgebieten Ostpreußens Siedlungsstetigkeit bzw. Siedlungsabbrüche nachzuweisen sind. In scharfer Kritik der Quellen beleuchtet der Verfasser überall die Auswertungsmöglichkeit des Fundmaterials und ihre Grenzen. Ein besonderer Teil ist dem bisher wenig geklärten *Zeitraum der ostpreußischen Bronze- und vorchristlichen Eisenzeit* gewidmet. Auf Grund mehrjähriger Spezialuntersuchungen über diesen Zeitraum wird eine stratigraphisch, typologisch und chronologisch begründete Gliederung der ostpreußischen Hügelgräberzeit gegeben, die zugleich zur Aufstellung einer Anzahl von Kulturgruppen — den ersten Anzeichen altpreußischer Stammesbildung — führt.

Gräfe und Unzer, Verlag, Königsberg Pr.